



Michael Chabon
MOONGLOW

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Andrea Fischer

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

1. Auflage 2018

Titel der Originalausgabe: *Moonglow*

© 2016 by Michael Chabon

First published in the United States by HarperCollins 2016

All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Andrea Fischer

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes

darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,

Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne

schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder

unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln, nach dem

Originalumschlag von HarperCollins

Umschlagmotiv: © Adalis Martinez

Autorenfoto: © Benjamin Tice Smith

Gesetzt aus der Aldus

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-05074-5



ICH KENNE DIE GESCHICHTE SO: Als Alger Hiss aus dem Gefängnis kam, hatte er Schwierigkeiten, eine Stelle zu finden. Er hatte Jura in Harvard studiert, war Assistent des Bundesrichters Oliver Wendell Holmes gewesen und hatte am Entwurf der Charta der Vereinten Nationen mitgearbeitet, war aber wegen Meineids verurteilt und galt als Handlanger des internationalen Kommunismus. Hiss veröffentlichte eine Biografie, die allerdings so langweilig war, dass niemand sie lesen wollte. Seine Frau verließ ihn. Er war pleite und verzweifelt. Am Ende hatte einer seiner verbliebenen Freunde Mitleid mit dem armen Kerl und ließ seine Kontakte spielen. Daraufhin wurde Hiss von einer New Yorker Firma eingestellt, die extravagante Haarspangen aus Klaviersaiten herstellte und vertrieb. Feathercombs Inc. war erfolgreich gestartet, dann aber unter Druck geraten, als ein größerer Konkurrent die Idee abkupferte, gegen das Patent verstieß und den Preis unterbot. Die Verkaufszahlen gingen zurück. Die Gehälter waren gefährdet. Um Platz für Hiss zu schaffen, musste ein anderer Mitarbeiter vor die Tür gesetzt werden.

In der *Daily News* vom 25. Mai 1957 findet sich ein Bericht über die Verhaftung meines Großvaters, der von einem nicht namentlich genannten Kollegen als »ruhiger Typ« beschrieben wird. Für die anderen Vertreter von Feathercombs war er wie ein Herrnhut am Garderobenständer. Er war das am schwersten schufende, aber erfolgloseste Mitglied der Verkaufsmannschaft von Feathercombs. In der Mittagspause zog er sich gerne mit einem Sandwich und der neuesten Ausgabe einer Fachzeitschrift für Astronomie oder Luftfahrt zurück. Es war bekannt, dass er einen Crosley fuhr, eine ausländische Frau und eine jugendliche Tochter hatte und mit ihnen irgendwo im tiefsten Bergen County im

Osten von New Jersey wohnte. Vor seiner Verhaftung waren die Kollegen nur zweimal auf meinen Großvater aufmerksam geworden: einmal beim fünften Spiel der World Series 1956, als das Radio im Büro ausfiel und er es mit einer Elektronenröhre aus dem hintersten Winkel der Telefonzentrale reparierte. Außerdem wusste ein Texter zu berichten, dass er meinen Großvater einmal zufällig im Paper-Mill-Theater in Millburn getroffen habe, wo seine ausländische Frau ausgerechnet als Serafina in *Die tätowierte Rose* auftrat. Abgesehen davon war nicht viel über meinen Großvater bekannt, und so schien es ihm auch am liebsten zu sein. Längst hatten die Kollegen aufgegeben, ihn in Gespräche zu verwickeln. Man kannte ihn lächelnd, aber nicht lachend. Falls er politische Überzeugungen hatte – falls er überhaupt eine Meinung hatte –, so blieben sie im Büro von Feathercombs ein Geheimnis. Man hatte das Gefühl, ihn ohne Gefährdung des Betriebsfriedens feuern zu können.

Um kurz nach neun am Morgen des 24. hörte der Direktor von Feathercombs einen Tumult in seinem Vorzimmer, wo ein junges Mädchen mit schneller Auffassungsgabe platziert worden war, um Gläubiger und Steuerprüfer abzuwimmeln. Eine Männerstimme redete dort mit einer Dringlichkeit, die rasch in Erregung umschlug. Die Sprechanlage auf dem Schreibtisch des Direktors summte in kurzen Abständen. Er hörte ein Klirren von splitterndem Glas. Es klang, als würde der Hörer aufs Telefon geknallt. Bevor sich der Direktor von seinem Sessel erheben konnte, um nachzusehen, was los war, stürmte mein Großvater in sein Büro. Er fuchtelte mit einem schwarzen Telefonhörer herum (damals ein klobiger Gegenstand), der an einem ein Meter langen, zerfransten Kabel hing.

In den späten Dreißigerjahren hatte mein Großvater, wenn er nicht gerade Billard spielte, vier Jahre Studium an der Drexel Tech finanziert, indem er für das Kaufhaus Wanamaker's Klaviere auslieferte. Seine Schultern nahmen den gesamten Türrahmen ein. Die widerspenstigen Haare wippten, befreit von der täglichen Portion Pomade. Sein Gesicht war so rot, als hätte er einen Son-

nenbrand. »Ich habe noch nie jemanden gesehen, der so wütend war«, erzählte ein Augenzeuge später der Zeitung. »Man konnte fast riechen, wie er qualmte.«

Der Direktor von Feathercombs seinerseits war überrascht festzustellen, dass er die Kündigung eines Verrückten abgesegnet hatte. »Was ist hier los?«, fragte er.

Es war eine sinnlose Frage, mein Großvater würdigte sie keiner Antwort; er hielt nichts davon, Offensichtliches festzustellen. Die meisten Fragen hatten seiner Meinung nach lediglich den Zweck, toten Raum zu füllen, das Gegenüber zu maßregeln, dessen Energie und Aufmerksamkeit fehlzuleiten. Zwischen meinem Großvater und seinen Gefühlen herrschte sowieso quasi Funkstille. Er griff nach dem zerfransten Ende des Telefonkabels und wickelte es sich zweimal um die linke Hand.

Der Direktor wollte aufstehen, doch seine Knie verkanteten sich in der Beinöffnung des Schreibtischs. Der Stuhl schoss unter ihm hervor und kippte um, die Rollen klackerten. Er stieß einen Schrei aus. Es war ein weibischer Ton, fast schon ein Jodeln. Als sich mein Großvater auf seinen Chef stürzte, drehte der sich zum Fenster, das auf die East 57th Street ging. Er konnte gerade noch sehen, dass sich unten auf dem Bürgersteig Passanten sammelten.

Mein Großvater schlang das Kabel um den Hals des Direktors. Ihm blieben vielleicht zwei Minuten, ehe die Rakete seiner Wut ihren Treibstoff verbraucht haben und zurück auf die Erde fallen würde. Zeit satt. Im Zweiten Weltkrieg hatte er gelernt, wie man mit einer Garrotte* umgeht. Er wusste, dass Strangulation, fachmännisch ausgeführt, eine Angelegenheit von wenigen Sekunden war.

»O mein Gott«, stieß die Sekretärin Miss Mangel aus, die erst jetzt am Ort des Geschehens auftauchte.

* Ein Klavierdraht (ausgerechnet), normalerweise in einem Schnürsenkel versteckt.

Sie hatte sofort reagiert, als mein Großvater in ihr Büro platzte. Später würde sie sich erinnern, dass er nach Holzqualm roch. Sie hatte es gerade noch geschafft, zweimal auf den Summer zu drücken, bevor mein Großvater ihr den Hörer entwendete, nach der Gegensprechanlage griff und das Kabel aus dem Apparat riss.

»Dafür werden Sie bezahlen«, sagte Miss Mangel.

Als mein Großvater diese Geschichte zweiunddreißig Jahre später erzählte, setzte er ein bewunderndes Ausrufezeichen hinter Miss Mangels Namen, doch da die Rakete seiner Wut den höchsten Punkt ihrer Parabel noch nicht erreicht hatte, waren ihre Worte eine Provokation für ihn. Er warf die Sprechanlage aus dem Fenster von Miss Mangels Büro. Das Klirren, das der Direktor gehört hatte, entstand, als die Anlage durch ein Spinnewebe aus Glas auf die Straße segelte.

Als Miss Mangel einen erzürnten Ruf von unten hörte, trat sie ans Fenster und schaute hinab. Auf dem Bürgersteig saß ein Mann in einem grauen Anzug und blickte zu ihr hoch. Auf dem linken Glas seiner runden Brille war Blut. Er lachte.* Passanten blieben stehen und kümmerten sich um ihn. Der Portier verkündete, er werde die Polizei rufen. In dem Moment hörte Miss Mangel ihren Chef schreien. Sie wandte sich vom Fenster ab und lief in sein Büro.

Auf den ersten Blick schien es leer zu sein. Dann hörte sie einen Schuh über den Linoleumboden scharren, ein zweites und ein drittes Mal. Der Kopf meines Großvaters tauchte hinter dem



* Mein Großvater wusste nur, dass der Mann, den er versehentlich am Kopf getroffen hatte, auf eine Anzeige verzichtete – glücklicherweise hatte der Apparat ihn nur gestreift. Die *Daily News* identifizierte das Opfer als Jirí Nosek, Leiter der tschechoslowakischen Delegation der erlauchten Körperschaft, an deren Charta Alger Hiss mitgearbeitet hatte. »Es ist das erste Mal, dass ein hochrangiger Roter von einem fliegenden Telefon getroffen wurde«, berichtete die *News* mit großem Ernst und fügte hinzu: »Nosek sagte, als guter Tscheche sei er verpflichtet, über alles zu lachen, was ihn nicht umbringe.«

Schreibtisch auf und verschwand wieder. Die tapfere Miss Mangel lief um den Tisch herum. Ihr Chef lag bäuchlings auf dem glänzenden Boden, alle viere von sich gestreckt. Mein Großvater hockte auf dessen Rücken, vornübergebeugt, und probierte sein Glück mit der improvisierten Garrotte. Der Direktor wand sich, schlug um sich, versuchte, sich auf den Rücken zu drehen. Man hörte nur, wie die Spitzen seiner Ziegenlederschuhe Halt auf dem Linoleum suchten.

Miss Mangel schnappte sich einen Brieföffner vom Schreibtisch und stieß ihn meinem Großvater in die linke Schulter. Viele Jahre später bedachte er diese Tat noch mit einem zweiten wohlwollenden Ausrufezeichen.

Die Spitze des Brieföffners sank nur einen guten Zentimeter tief ins Fleisch, doch der Stich des Metalls blockierte einen Meridian der frei fließenden Wut meines Großvaters. Er grunzte. »Es war, als würde ich aufwachen«, sagte er, als er mir diese Geschichte in der letzten Woche seines Lebens zum ersten Mal erzählte. Er löste das Kabel vom Hals des Direktors und zog es aus den Furchen, die es in seine linke Hand geschnitten hatte. Polternd fiel der Hörer zu Boden. Mein Großvater setzte einen Fuß rechts und einen links neben den Direktor, stand auf und trat zurück. Der Direktor drehte sich auf den Rücken und setzte sich schwerfällig auf, dann rutschte er auf dem Hintern rückwärts in eine Nische zwischen zwei Aktenschränken. Er rang nach Luft. Als sein Gesicht auf den Boden geschlagen war, hatte er sich auf die Unterlippe gebissen. Nun waren seine Zähne rosa gefärbt.

Mein Großvater drehte sich zu Miss Mangel um, nahm ihr den Brieföffner aus der Hand und legte ihn auf den Schreibtisch des Direktors. Wenn ein Wutanfall bei ihm abebbte, sah man Reue wie Wasser in seine Augen schwappen. Er ließ die Hände sinken.

»Verzeihung«, sagte er zu den beiden. Ich vermute, dass er es auch zu meiner Mutter sagte, damals vierzehn, und zu meiner Großmutter, obwohl sie unter Umständen ebenso viel Schuld trug wie mein Großvater. Es bestand nicht viel Hoffnung, dass

ihm verziehen würde, aber er klang auch nicht so, als würde er es erwarten oder überhaupt wollen.



Am Lebensende verschrieb der Doktor meinem Großvater ein starkes Hydromorphon gegen die vom Knochenkrebs verursachten Schmerzen. Zu der damaligen Zeit waren viele Deutsche damit beschäftigt, Löcher in die Berliner Mauer zu schlagen, und ich tauchte just in dem Moment auf, um mich von meinem Großvater zu verabschieden, als das Opioid seinem gewohnheitsmäßigen Schweigen ebenfalls mit sanftem Hammer zuleibe rückte: Aus ihm sprudelte nur so eine Bilanz seiner Missgriffe, seines fragwürdigen Glücks, seiner Leistungen und Pleiten durch schlechtes Timing und versagende Nerven. Schon seit fast zwei Wochen lag er im Gästezimmer meiner Mutter, und als ich endlich in Oakland eintraf, bekam er annähernd zwanzig Milligramm am Tag. Er begann quasi in dem Moment zu reden, als ich mich auf den Stuhl neben seinem Bett setzte. Mir war, als hätte er auf meine Gesellschaft gewartet, aber heute denke ich, ihm war einfach bewusst, dass ihm die Zeit davonlief.

Seine Erinnerungen kamen ohne erkennbare Reihenfolge, abgesehen von der ersten, die auch die älteste war.

»Wusstest du«, sagte er und räkelte sich auf seiner palliativen Wolke, »dass ich einmal ein Kätzchen aus dem Fenster geworfen habe?«

Weder da noch bevor er für immer in dieser Wolke versank, sagte ich ihm, dass er mir nur sehr wenig von seinem Leben erzählt habe. Ich wusste noch nichts von seinem Angriff auf den Direktor von Feathercombs und konnte ihn daher auch nicht darauf hinweisen, dass sich in seiner Biografie das Motiv des Fenstersturzes abzuzeichnen begann. Als er mir später von Miss Mangel, der Gegensprechanlage und dem tschechischen Diplomaten erzählte, beschloss ich, die gewitzte Bemerkung für mich zu behalten.

»Ist es gestorben?«, fragte ich.

Ich aß seine Himbeer-Götterspeise. Nichts fand Gnade vor seinem Gaumen, außer ein oder zwei Löffel Hühnersuppe, die meine Mutter ihm nach dem Rezept meiner verstorbenen Großmutter – geboren und aufgewachsen in Frankreich – kochte und in die man, damit die Brühe etwas frischer schmeckte, ein wenig Zitronensaft pressen musste. Selbst die Götterspeise interessierte ihn nicht besonders. Es war jede Menge übrig.

»Das Fenster war im zweiten Stock«, sagte er und fügte hinzu, als sei sein Geburtsort bekannt für seine stahlharten Bürgersteige, »in *Philadelphia*.«

»Wie alt warst du da?«

»Drei oder vier.«

»Mein Gott. Warum hast du das getan?«

Er streckte die Zunge heraus, einmal, zweimal. Das machte er alle paar Minuten. Oft sah es aus, als fälle er ein clowneskes Urteil über etwas, das man ihm erzählte, in Wirklichkeit war es eine Nebenwirkung der Medikamente. Seine Zunge war blass und hatte die Struktur von Wildleder. Durch einige seltene kostbare Vorführungen in meiner Kindheit wusste ich, dass er mit der Zungenspitze die Nase berühren konnte. Vor dem Fenster des Gästezimmers war der Himmel der East Bay so grau wie der Heiligenschein aus Haaren um sein sonnengebräuntes Gesicht.

»Aus Neugier«, urteilte mein Großvater und streckte wieder die Zunge heraus.

Ich erwiderte, ich hätte schon gehört, dass Neugier tödlich sein könne, insbesondere für Katzen.



ALS KIND LEBTE mein Großvater mit seinen Eltern, dem Vater seines Vaters und seinem kleinen Bruder Reynard – Mutters Onkel Ray – in drei Zimmern an der Ecke Tenth Street und Shunk Street in South Philadelphia.

Sein Vater, ein deutschsprachiger Einwanderer aus Pressburg (heute Bratislava), war in den Zwanziger- und Dreißigerjahren mit verschiedenen Kurzwarenhandlungen und Lebensmittelläden gescheitert. Danach begrub er seine Hoffnung auf langfristige Inhaberschaft und begnügte sich damit, Verkäufer in Spirituosen-geschäften zu sein, wo er zusah, wie die Kassen anderer Geschäfts-männer ausgeraubt wurden. In der Erinnerung meines Groß-vaters war seine Mutter eine Frau mit Rückgrat und einem Herz aus Gold, eine »Heilige« im Frondienst ihres Mannes und ihrer Söhne. Auf Fotos sieht man sie kastenförmig, stahlgegürtet und beschuht mit kohlrabenschwarzen Klumpen, die Brust so gewal-tig, als wären Turbinen darin untergebracht. Sie war durchaus in der Lage, Jiddisch und Englisch zu lesen, aber erlegte meinem Großvater und später Onkel Ray auf, ihr täglich aus der jiddi-schen Presse vorzulesen, damit sie über die jüngsten Katastro-phen Bescheid wusste, die das Judentum heimsuchten. Es gelang ihr immer, vom wöchentlichen Haushaltsgeld ein oder zwei Dol-lar für die Puschke-Dose in der Synagoge abzuzweigen. Damit wurden Pogromwaisen gefüttert und Flüchtlinge in Schiffskojen in die Freiheit gebracht. Ganze Hänge in Palästina trugen die Ap-felsinen ihrer Mildtätigkeit. »Im Winter fror die Wäsche draußen auf der Leine immer fest«, erinnerte sich mein Großvater. »Mei-ne Mutter musste alles die vielen Treppen hochtragen.« Onkel Ray kannte ich aus den späten Sechzigern als Playboy in himmel-blauem Rollkragenpulli und grauem Tweedblazer. Er fuhr einen

Alfa Spider und trug eine kecke Klappe über seinem vernarbten linken Auge. Wenn ich ihn ansah, musste ich mal an Hugh Hefner, dann an Moshe Dayan denken. Als Kind hingegen war Reynard zart und fleißig. Damals war es mein Großvater, der über die Stränge schlug. Eine kleine Katze aus dem Fenster zu werfen, war nur ein Warnschuss.

Im Sommer lief er von früh bis spät draußen herum, wagte sich bis zum stinkenden Delaware River im Osten vor und im Süden bis zum Navy Yard. Er beobachtete, wie eine obdachlose Familie auf dem Bürgersteig Tee trank, inmitten ihrer Betten, Lampen, dem Grammofon und einem Sittich im Kupferkäfig. Als er eine zusammengefaltete Zeitung auf einem Ascheimer aufschlug, fand er darin den Augapfel einer Kuh. Er war Zeuge, wie Kinder und Tiere voller Inbrunst und Gewissenhaftigkeit verdroschen wurden. Er sah ein Nash-Cabrio, um das sich viele Menschen versammelt hatten, vor einer Kirche der Afrikanischen Methodisten; Marian Anderson stieg aus und erleuchtete noch sechzig Jahre später seine Erinnerung mit ihrem halbmondförmigen Lächeln.

South Philadelphia war damals voller Moonblatts und Newmans, jenen Cousins und Cousinen, die später die Hochzeiten und Beerdigungen meiner Kindheit und die meiner Mutter bevölkern sollten. Ihre Wohnungen dienten meinem Großvater als Zwischenstation. Mit der Planung seiner Routen von einer zur nächsten, vorbei an Häuserblocks, die von Iren oder Italienern kontrolliert wurden, legte mein Großvater die Grundlage für seine Arbeit während des Kriegs. Er pflegte geheime Kontakte zu italienischen Bäckern und Lebensmittelhändlern, machte Besorgungen für sie oder schwang den Besen für ein paar Pennys, ein Zitroneneis oder einen warmen Brotkringel. Er studierte die feinen Unterschiede in Sprechweise und Körperhaltung der Menschen. Wenn man einer Tracht Prügel auf der Christian Street aus dem Weg gehen wollte, änderte man seinen Gang und die Haltung des Kopfes so, dass es aussah, als gehöre man dorthin. Wenn das nicht klappte – oder wenn man, wie mein Großvater, einer

Rauferei nicht abgeneigt war –, kämpfte man mit allem, was einem zur Verfügung stand. Selbst Ganoven von der Christian Street heulten wie Babys, wenn man ihnen die Daumen in die Augenhöhlen drückte. Hin und wieder wurden an der Böschung der Bahnlinie, hinter den busenförmigen Silos der Düngemittelfabrik, Kämpfe mit Bettlatten, Rohren, Zwillen und Steinen ausgetragen. Mein Großvater verlor einen Zahn, brach sich den Arm, musste unzählige Male genäht werden. Auf der linken Gesäßhälfte hatte er eine pockige Narbe, Folge einer Bierflasche, in die er sich bei einer Schlägerei auf einer Brachfläche hinter der Zuckerraffinerie McCahan gesetzt hatte. Sechzig Jahre später konnte man die Narbe sehen, wenn er die Bettpfanne benutzte, ein silbiger Schmollmund, der Kuss der Gewalt.

Seine Herumtreiberei und die Verletzungen verstörten seine Eltern, und sie bemühten sich, sie einzudämmen. Grenzen wurden gesetzt, Gebiete abgesteckt; mein Großvater unterlief sie. Störrisch in seiner Weigerung, Auskunft zu geben oder Namen zu nennen, unempfindlich gegenüber körperlicher Züchtigung, gewillt hinzunehmen, welchen Vorteils auch immer er beraubt wurde, zermürbte er seine Eltern. Irgendwann gaben sie auf.

»Nichts kann man tun bei einem Bub, der Katzen wirft aus dem Fenster«, sagte der alte Abraham, der Großvater meines Großvaters, in seinem Pressburger Deutsch. Abraham herrschte von einer Ecke des Wohnzimmers aus, das gleichzeitig Esszimmer war. Umgeben von Thorakommentaren thronte er auf einem donutförmigen Hämorrhoidenkissen. Es war fast dunkel, einer der letzten freien Abende des Sommers.

»Aber was ist, wenn er sich verlaufen hat?«, fragte meine Urgroßmutter zum tausendsten oder millionsten Mal.

»Er verläuft sich nicht«, fasste Onkel Ray die Erkenntnis in Worte, die sich im Familientalmud durchgesetzt hatte. »Er weiß, wo er ist.«

Mein Großvater saß unter einem Waggon in der Falle, einem von sechs hölzernen Güterwagen auf einem Abstellgleis weit hinten auf dem Bahndepot am Fluss. Das letzte Mal waren sie einge-

setzt worden, um die Streikbrecher von Baldwin-Felts zum Bergarbeiterstreik nach Paint Creek zu befördern. Jetzt standen die Waggons vor einem kleinen Hang auf Halde und wurden von den Schlünden einer Klettertrompete verschlungen.

Mein Großvater versteckte sich vor einem bulligen Mitarbeiter der Eisenbahngesellschaft, einem Hünen namens Creasey, dessen linkes Auge von einem Film überzogen war und der karottenrote Haarbüschel an Stellen im Gesicht hatte, wo sie nicht hingehörten. Im Laufe jenes Sommers hatte Creasey meinen Großvater schon mehrmals gehörig verprügelt. Beim ersten Mal hatte er ihm den Arm so heftig auf den Rücken gedreht, dass die Knochen summten. Beim zweiten Mal zerrte er meinen Großvater am Ohrfläppchen über das gesamte Gelände bis zum Haupttor, wo sein Stiefelabsatz Bekanntschaft mit dem Hosenboden meines Großvaters machte; der bis zum Ende seines Lebens behauptete, sein Ohrfläppchen trüge den Abdruck von Creaseys Daumen. Als der Bahnaufseher meinen Großvater zum dritten Mal beim unerlaubten Betreten des Geländes erwischte, versohlte er ihn gründlich mit dem Ledergurt seiner Uniform. Daher hatte mein Großvater beschlossen, so lange unter dem Waggon zu warten, bis Creasey verschwand oder tot umfiel.

Doch Creasey blieb, rauchte Zigaretten und stampfte auf dem Unkraut zwischen dem Abstellgleis und dem Rest des Depots hin und her. Mein Großvater lag flach auf dem Boden und beobachtete durch eine Kulisse von Löwenzahn und Agaven die staubigen Stiefel des Eisenbahners. Scharren, stopp, wenden, zurück. Alle paar Minuten fiel mit leisem Flüstern eine Zigarette auf den Schotter und wurde unter Creaseys rechtem Stiefel zermalmt. Mein Großvater hörte, wie eine Flasche aufgeschraubt wurde, Flüssigkeit schwappte, ein Rülps. Er hatte den Eindruck, als warte Creasey auf jemanden, schlage Zeit tot, sammle vielleicht seinen Mut.

Das machte ihn stutzig. Eigentlich musste Creasey in Bewegung bleiben und das Gelände nach Landstreichern, Herumtreibern und Plünderern wie meinem Großvater durchforsten, die in jenem

Sommer von Berichten angelockt worden waren, dort gebe es Kohle, die auf dem Weg zu den Piers von den Güterwagen gefallen sei. Beim ersten Mal war er von Creasey erwischt worden, weil die zwölf Kilo Kohlen in einem Zuckersack ihn niedergedrückt hatten. Warum ging der Kerl nicht der Arbeit nach, für die ihn die Eisenbahngesellschaft von Pennsylvania bezahlte? Im Waggon über sich hörte mein Großvater, wie kleine Tiere in ihren Nestern zu nächtlichen Unternehmungen aufbrachen. Nach der naturkundlichen Unterrichtung seiner Mutter bestanden sie vor allem darin, kleine Jungen zu beißen und sie mit Tollwut anzustecken.

Schließlich zertrat Creasey seine fünfte Zigarette, trank noch einen Schluck und entfernte sich. Mein Großvater zählte bis dreißig und schlüpfte unter dem Güterwagen hervor. Er büstete den Dreck vom Bauch, die Haut prickelte. Dann entdeckte er Creasey. Mit einem Ranzen in der Hand ging er auf eines der kleinen verputzten Häuschen zu, die auf dem Gelände verteilt standen. Bei seinen ersten Vorstößen auf den Greenwich Yard war mein Großvater entzückt von der Vorstellung gewesen, dass Eisenbahner zwischen den von ihnen gehüteten Zügen in kleinen Cottages wohnten, wie Hirten. Bald stellte er jedoch fest, dass die Häuschen leer waren. Vor den geschwärzten Fenstern waren Drahtgitter, und wenn man das Ohr an die Tür hielt, konnte man von innen das Summen von Elektrizität hören, manchmal auch ein dumpfes Geräusch wie das Räderwerk eines Banktresors. Bisher hatte mein Großvater niemanden hineingehen oder herauskommen sehen.

Creasey fischte einen Schlüsselring aus seiner Tasche und sperrte auf. Leise schloss sich die Tür hinter ihm.

Mein Großvater wusste, dass er eigentlich nach Hause musste, wo ihn ein warmes Essen und eine Operette von Vorwürfen erwarteten. Er hatte Hunger und war geübt im Taubstellen und Entschuldigen. Doch heute war er hergekommen, um sich ein letztes Mal oben auf eine bestimmte Signalbrücke zu stellen, die als seine eigene zu betrachten er sich angewöhnt hatte, und sich von einem weiteren Sommer zu verabschieden.

Er überquerte das Gelände und schlich über ein Schienenbett zu »seiner« Signalbrücke, stieg die Wartungsleiter hoch und balancierte über den Steg bis zur Mitte, fünf Meter über den Gleisen. Er richtete sich auf, sein einziger Halt das Gehäuse der zentralen Signalleuchte. Seine Füße in den Segeltuchschuhen klemmte er ins Stahlgitter der Brücke. Dann ließ er das Signallicht los und stand freihändig mit ausgestreckten Armen da, nur noch über die Knöchel mit der sich drehenden Erde unter ihm verbunden. Zwischen ihm und der Wohnung auf der Shunk Street verschob und verteilte das Bahndepot seine rollenden Güter nach New York, Pittsburgh, St. Louis. Kurze und lange Züge pflügten polternd und rumpelnd Furchen in die Dämmerung.

Er wandte das Gesicht nach Osten. Wie eine Gewitterwolke türmte sich die Dunkelheit über New Jersey auf. Hinter dem Fluss lag Camden, hinter Camden das Ufer von Jersey, dahinter der Atlantische Ozean, und in weiter Ferne Paris und Frankreich. Der Bruder seiner Mutter, ein Veteran der Argonnenoffensive, hatte meinem Großvater erzählt, dass ein Mann in den Freudenhäusern jener Stadt noch eine weitere Grenze überschreiten könne: wo Seidenstrümpfe auf weiße Oberschenkel trafen. Mein Großvater umarmte die Signalleuchte. Er drückte seine Hüften gegen ihr glattes Gehäuse und schaute in den Abendhimmel empor. Der Vollmond ging auf. Durch den Winkel, in dem er zur Erdatmosphäre stand, hatte er die Farbe von Aprikosenfleisch. Mein Großvater hatte den Großteil des letzten Freitags in jenem Sommer mit der Lektüre einer Zeitschrift namens *Astounding Stories of Super-Science* verbracht, die er zwischen anderen unverkauften Magazinen im Hinterzimmer des väterlichen Ladens gefunden hatte. Die letzte Geschichte handelte von einem wagemutigen Erdbewohner, der in einer Atomrakete auf die dunkle Seite des Mondes flog, wo es reichlich Luft und Wasser gab, er gegen blutrünstige Seleniten kämpfte und sich in eine blasse, willige Mondprinzessin verliebte. Auf dem Mond ging es hart zu; immer wieder musste der Erdling die Prinzessin retten.

Mein Großvater betrachtete den Mond. Er dachte an das adeli-

ge junge Mädchen mit den »anmutigen Rundungen« und spürte, wie sich ihr in seinem Innern eine Flut entgegendrängte, ihn wie Henoeh mit einem Wirbelwind in die Lüfte hob. Er erklimmte seine himmelwärts strebende Sehnsucht. Er würde für sie da sein. Er eilte zu ihrer Rettung.

Eine Tür schlug zu, Creasey verließ das kleine Haus und nahm seine abendliche Runde wieder auf. Den Ranzen hatte er nicht mehr dabei. Mit leicht steifem Schritt überquerte er mehrere Gleise und verschwand zwischen den Waggons.

Mein Großvater kletterte von der Signalbrücke. Sein Heimweg führte ihn nicht an dem Häuschen vorbei. Aber der alte Abraham in seiner Ecke des Wohnzimmers hatte richtig geurteilt: Nichts konnte man tun bei einem Bub, der eine kleine Katze in Philadelphia aus dem Fenster warf, nur um zu sehen, was mit ihr geschah.

Mein Großvater näherte sich dem Häuschen mit den vergitterten schwarzen Fenstern. Eine geschlagene Minute stand er davor und betrachtete es. Er legte das Ohr an die Tür. Neben dem elektrischen Summen hörte er ein menschliches Geräusch: ein ersticktes Geräusch, Gelächter oder Schluchzen.

Er klopfte. Das Geräusch verstummte. Das geheimnisvolle Uhrwerk des Hauses tickte. Vom Rangierbahnhof scholl das Signal angekuppelter Lokomotiven herüber, bereit, ihre lange Ladung westwärts zu ziehen. Er klopfte erneut.

»Wer ist da?«

Mein Großvater nannte seinen Vor- und Nachnamen. Nach kurzer Überlegung fügte er seine Adresse hinzu. Auf der anderen Seite der Tür folgte ein längerer Anfall, unverkennbar Husten. Als er vorbei war, hörte er eine Bewegung, das Quietschen eines Betts oder Stuhls.

Ein Mädchen spähte heraus. Sie versteckte die rechte Hälfte ihres Gesichts hinter der Tür, die sie mit beiden Händen festhielt, als sei sie bereit, sie jeden Moment wieder zuzuschlagen. Die sichtbare Hälfte ihres Kopfes war ein Filz wasserstoffblondierter Locken. Um das linke Auge herum, unter einer zierlichen Braue,

klebten Bröckchen von Wimperntusche. Die langen Fingernägel ihrer linken Hand waren in Schwarzkirsche lackiert. Die rechten Nägel waren nackt und abgenagt. Das Mädchen war locker in einen karierten Herrenmorgenmantel gehüllt. Falls sie sich wunderte, meinen Großvater zu sehen, zeigte sie es nicht. Falls sie geweint hatte, tat sie es nicht mehr. Doch mein Großvater verstand Creasey auf eine Weise, wie man einen Mann verstehen lernt, der einem mehrmals in den Arsch getreten hat. Welche Schmerzen genau Creasey diesem Mädchen bei seinem Besuch zugefügt haben mochte, blieb unklar, doch die Unkenntnis machte meinen Großvater umso empörter. Er sah das Leid in ihrem verschmierten Augen-Make-up. Er roch es in der Luft, die durch die halb geöffnete Tür sickerte, ein Hauch von Bleichmittel und Achselschweiß.

»Und?«, sagte das Mädchen. »Was führt dich hierher, Shunk Street?«

»Ich habe gesehen, dass er hier reingegangen ist«, erwiderte mein Großvater. »Dieses Arschloch Creasey.«

Es war ein Wort, das man nicht in Hörweite von Erwachsenen benutzen durfte, schon gar nicht von Frauen, doch in diesem Moment fühlte es sich passend an. Das Gesicht des Mädchens kam hinter der Tür hervor wie der Mond hinter einer Fabrikmauer. Sie musterte ihn genauer.

»Er ist ein Arschloch«, bestätigte sie. »Da hast du recht.«

Mein Großvater sah, dass das Haar auf der rechten Seite ihres Scheitels so kurz wie seins geschnitten war, als sollte jene Hälfte von Läusen befreit werden. Auf der rechten Seite ihrer Oberlippe hatte sie so viele Barthaare, dass sie einen ordentlichen Schnäuzer bildeten. Das rechte Auge unter einer dichten schwarzen Braue war ungeschminkt. Abgesehen vom Bartschatten auf beiden Seiten des Kinns schien ein unsichtbares Gesetz Männliches und Weibliches in ihrem Gesicht gleichmäßig verteilt zu haben. Auf der Straße hatte mein Großvater Berichte von Jahrmarkt-Hermaphroditen, Katzenfrauen, Affenmädchen, vierbeinigen Weibern gehört, die wie Tische bestiegen werden mussten, aber nie ein

Wort davon geglaubt. Nun wäre er geneigt gewesen, seine Zweifel über Bord zu werfen, wenn er nicht gesehen hätte, dass vom Hals abwärts ausschließlich weibliche Rundungen und Schattierungen den lockeren Flanellstoff füllten.

»Einmal gucken kostet einen Nickel, Shunk Street«, sagte das Mädchen. »Ich würde sagen, du schuldest mir zehn Cent.«

Mein Großvater senkte den Blick auf seine Schuhe. Sie waren kein schöner Anblick. »Komm«, sagte er und griff nach ihrem Arm. Selbst durch den Flanellstoff des Ärmels fühlte er das Fieber auf ihrer Haut.

Mit einem Ruck riss sie sich los.

»Es dauert was, bis er wieder vorbeikommt. Wir müssen uns beeilen!«, drängte mein Großvater. Seine eigenen Tanten hatten Barthaare am Kinn – na und? Ihn hatte ein Wunsch hergeführt, den er an den Abendstern geschickt hatte. »Komm!«

»Du bist ja komisch«, sagte das Mädchen und spähte vor die Tür, nach rechts und links. Gespielt verschwörerisch senkte sie die Stimme. »Kommst her und willst mich retten.«

Aus ihrem Mund klang es wie die hirnloseste Idee, die je einer gehabt hatte. Sie ließ die Tür offen und ging hinein, setzte sich auf ein Feldbett und zog eine harte Decke um sich. Im Licht einer flackernden Kerze, die auf einem umgedrehten Deckel stand, glänzte eine Tafel mit schwarzen Schaltern und Instrumenten. Creaseys Ranzen lag vernachlässigt auf dem Boden.

»Willst du mich deinen Eltern vorstellen?«, sagte sie mit einer Stimme, die vorübergehend dafür sorgte, dass er sie nicht mochte. »Eine drogenkranke Hure mit TB?«

»Ich kann dich ins Krankenhaus bringen.«

»Du bist ja komisch«, wiederholte sie, diesmal liebevoller. »Du hast doch gesehen, dass ich diese Tür von innen aufschließen kann, Süßer. Ich bin hier nicht gefangen.«

Mein Großvater hatte das Gefühl, dass hinter ihrer Unfreiheit mehr steckte als ein Schlüssel und eine Tür, aber er wusste nicht, wie er diese Ahnung in Worte fassen sollte. Das Mädchen griff in den Ranzen und holte eine Packung Old Golds heraus. Die über-

triebene Geste, mit der sie sich die Zigarette anzündete, ließ sie jünger erscheinen, als er sie geschätzt hatte.

»Dein Kumpel Creasey hat mich schon gerettet«, sagte sie. »Er hätte mich liegen lassen können, wo er mich gefunden hat, halb tot mit dem Gesicht im Dreck. Da, wo diese Ealing-Jungs mir die Rote Karte gezeigt haben.«

Sie erzählte ihm, dass sie seit ihrem elften Lebensjahr mit der Kuriositätenschau des Zirkus Entwhistle-Ealing aus Peru, Indiana, herumgereist sei. Sie sei als Mädchen in Ocala, Florida, zur Welt gekommen, doch in der Pubertät hätte die Natur sie mit einem Schnäuzer und Stoppeln am Kinn ausgestattet.

»Eine Zeit lang lief es super für mich, doch in letzter Zeit ist schwer was los in meiner Damenabteilung.« Sie verschränkte die Arme unter der Brust. »Schon mein Leben lang macht mein Körper solche Mucken.«

Mein Großvater wollte sagen, dass es mit seinem Gehirn dasselbe sei, jenem Organ, dessen Höhenflüge zu lächerlichem Idealismus nur noch von seinen zügellosen Gewaltfantasien übertroffen wurden. Doch er fand es falsch, seine Probleme mit ihren zu vergleichen.

»Ich glaube, das ist der Grund, warum ich mit dem Mist angefangen habe«, sagte sie. »Ein Hermaphrodit ist was Besonderes. Das hat eine gewisse Poesie. Eine Frau mit Bart hat einfach keine Poesie.«

Sie habe nur noch neben sich gestanden, erklärte sie, tot gegenüber der Welt, sodass die Direktion es schließlich für angebracht gehalten habe, sie aus dem Zirkuszug zu werfen, als er das Winterquartier in Richtung Altoona verließ.

»Creasey hat meinen Koffer gefunden, wo die Wichser ihn rausgeworfen hatten. Und mir dann diese angenehme Unterkunft verschafft.« Sie bewegte die Beine und merkte, bevor sie die Decke enger um sich wickelte, wie mein Großvater versuchte, in den Schatten zwischen ihnen zu spähen. »Sicher, Creasey ist ein Arschloch. Aber er bringt mir was zu essen, zu rauchen und zu lesen. Und Kerzen, mit denen ich lesen kann. Das Einzige, was er

mir nicht bringt, ist einen Schuss. Dauert nicht mehr lange, dann ist es sowieso egal. Bis dahin nimmt er nur das an Miete, was ich ihm gebe.«

Mein Großvater betrachtete das Aschehäufchen seines Plans. Es kam ihm vor, als hätte sie angedeutet, dass sie bald sterben würde und vorhabe, es hier zu tun, in diesem Raum, der im Kerzenlicht zuckte. Das Blut aus ihrer Lunge fand sich auf einem knittrigen Ledertuch, auf der Wolldecke und den Aufschlägen ihres Morgenmantels.

»Creasey ist nicht verkehrt«, sagte sie. »Und die Leute auf der Shunk Street wären bestimmt froh, wenn sie wüssten, dass er nett genug war, mir meine Jungfräulichkeit zu lassen. Theoretisch jedenfalls.« Veranschaulichend drückte sie sich gegen das Bett. »Eisenbahner. Praktisch veranlagte Typen. Finden immer eine Lösung.«

Daraufhin hustete sie heftig in den Lederlappen, der noch mehr Blut aufnahm. Durch den starken Krampf löste sich die Decke und entblößte ihre Beine, sodass mein Großvater sie genauer inspizieren konnte. Das Mädchen tat ihm sehr leid, dennoch konnte er den Blick nicht von der Dunkelheit unter dem Morgenmantel abwenden. Der Anfall ebte ab. Sie faltete den blutbefleckten Teil des Lederlappens unter den, der noch sauber war.

»Guck mal, Shunk Street!« Sie hob den Saum des karierten Mantels an, öffnete die Beine und spreizte sie weit. Das blasse Band ihres Bauchs, der dunkle Pelz und das Rosa ihrer Schamlippen sollten sich, geschwungen wie eine Flagge, in seine Erinnerung einbrennen, bis er starb. »Geht auf's Haus.«

Er spürte den Aufruhr in seinen Wangen, im Hals, im Brustkorb, in den Lenden und merkte, dass das Mädchen ihn ihrerseits betrachtete und es genoss. Sie schloss die Augen und hob die Hüften ein wenig an. »Komm, Süßer! Willst du mal anfassen?«

Mein Großvater stellte fest, dass seine Lippen und seine Zunge keine Antwort formulieren konnten. Er trat zu ihr, legte die Hand auf den Haarstreifen zwischen ihren Beinen und ließ sie dort liegen, betastete sie mit starren Fingern, als würde er Fieber oder

den Puls messen. Der Abend, der Sommer, alle Zeit und Geschichte kamen zum Stillstand.

Ihre Augen flogen auf. Sie wurde nach vorn katapultiert, schubste ihn zur Seite und hielt sich mit der nackten Hand den Mund zu, während die mit den lackierten Nägeln nach dem Lederlappen tastete. Mein Großvater holte ein frisches weißes Taschentuch aus der Gesäßtasche seiner abgeschnittenen Cordhose. Er überreichte ihr den Beweis für die Hoffnung, die seine Mutter jeden Morgen aufs Neue in ihn setzte, wenn sie ihn hinaus in die Welt schickte. Das Mädchen zerknüllte das Taschentuch in der Faust, bemerkte es offenbar gar nicht. Gefühlt sehr lange sah mein Großvater zu, wie sich ihr Körper förmlich von innen zerriss. Er hatte Angst, dass das Mädchen womöglich an Ort und Stelle sterben würde, vor seinen Augen. Doch sie seufzte und ließ sich rücklings aufs Bett fallen. Ihre Stirn glänzte im Licht des Kerzenstummels. Sie atmete schwer. Ihre halb geöffneten Augen fixierten meinen Großvater, doch es dauerte Minuten, ehe sie ihn wieder wahrnahm.

»Geh nach Hause«, sagte sie.

Vorsichtig zupfte er das unbenutzte Taschentuch des Tages aus ihrer Faust. Wie eine Landkarte faltete er es auseinander und breitete es auf ihrer Stirn aus. Er legte die Aufschläge ihres Morgenmantels um sie und zog die brettharte Decke hoch zu ihrem Kinn mit dem kindlichen Grübchen. Dann ging er zur Tür, wo er innehielt und sich noch einmal umsah. Ihre Hitze klebte wie ein Geruch an seinen Fingerspitzen.

»Komm mal wieder, Shunk Street«, sagte sie. »Vielleicht lass ich mich dann von dir retten.«

Als mein Großvater endlich zu Hause eintraf, war es längst dunkel, und in der Küche saß ein Schutzmann. Mein Großvater gestand nichts und rückte keinerlei Informationen heraus. Angestachelt von dem Beamten schlug mein Urgroßvater ihm ins Gesicht, um zu hören, wie ihm das gefiel. Mein Großvater sagte, es gefiele ihm gut. Da er das Mädchen nicht hatte retten können, fand er, ein gewisses Maß an Schmerzen sei gerechtfertigt. Kurz

überlegte er, dem Schutzmann von ihr zu erzählen, aber sie war, wie sie selbst gestanden hatte, eine drogenabhängige Hure, und er wäre eher gestorben, als sie zu verpfeifen. Er hatte das Gefühl, sie zu verraten, wie auch immer er sich entschied. Und so blieb er seinem Charakter treu und schwieg.

Der Polizist ging wieder auf Streife. Mein Großvater ließ Vorträge, Drohungen und Anschuldigungen über sich ergehen. Er ertrug sie mit dem ihm eigenen Stoizismus, musste ohne Abendessen ins Bett und bewahrte sechzig Jahre lang das Geheimnis des janusköpfigen Mädchens vom Bahndepot. Er wurde verdonnert, am nächsten Tag und die ganze Woche vor und nach der Schule sowie den gesamten Sonntag im Laden zu arbeiten. Erst spät am folgenden Samstagnachmittag, nach der Synagoge, schaffte er es wieder zum Greenwich Yard. Es wurde schon dunkel, die vergangene Nacht war feucht gewesen. Entlang den Schienen spiegelte sich der Himmel in den Pfützen zwischen den Holzschwellen wie Quecksilberpfannen. Er klopfte an die Tür des kleinen Häuschens, bis seine Hand vor Schmerz summt.



ENDE DER SECHZIGERJAHRE trat ich mein Erbe an Geheimnissen in Flushing, Queens, an. Damals lebten meine Großeltern noch in der Bronx, und wenn meine Eltern mich mehr als ein, zwei Stunden unterbringen mussten, wurde ich in Riverdale abgegeben. Wie die internationale Raumfahrt befand sich auch die Firma meines Großvaters damals auf ihrem Zenit, sodass ich mich am eindrucklichsten daran erinnere, dass er nur selten da war, gleichwohl er später eine wichtige Person in meinem Leben wurde.

Meine Großeltern bewohnten mit ihrer Menagerie dänischer Möbel sieben Zimmer in einem Gebäude namens Skyview, mit Blick auf den Hudson. Sie lebten im dreizehnten Stock, der allerdings als vierzehnter ausgewiesen war, weil, so erklärte mein Großvater, die Welt voller Dummköpfe sei, die an Glück und Pech glaubten. Dabei sei es das größte Pech, meinte er, ein Dummkopf zu sein. Meine Großmutter spottete ebenfalls darüber. Auch wenn sie persönlich keine besondere Angst vor der Zahl dreizehn hatte, wusste sie doch, dass man das Pech nicht mit so einer einfältigen Strategie überlisten konnte.

Uns selbst überlassen, gingen meine Großmutter und ich manchmal ins Kino und sahen uns eins der endlosen, bonbonbunten Epen jener Zeit an: *Doktor Doolittle*, *Die abenteuerliche Reise ins Zwergenland*, *Tschitti Tschitti Bäng Bäng*. Sie kaufte gerne vormittags für das Abendessen ein, dementsprechend verbrachten wir viel Zeit in Lebensmittelläden, wo sie mir zeigte, wie man Tomaten aussuchte, deren Stängel noch nach der Glut der Sonne rochen, und anschließend in ihrer Küche, wo sie mir die Grundlagen des Kochens beibrachte und mir ihre Messer anvertraute. Falls ich es von ihr geerbt habe, muss sie bei den Abläufen

und Prozeduren des Kochens eine sorglose Sorgfalt an den Tag gelegt haben. Sie fand es ermüdend, laut auf Englisch zu lesen, dafür kannte sie viele französische Gedichte auswendig und trug sie mir manchmal in der geisterhaften Sprache ihrer verlorenen Heimat vor; bei mir setzte sich der Eindruck fest, dass französische Lyrik hauptsächlich von Geigen und schwermütigem Regen handelte. Sie brachte mir Farben, Zahlen, die Namen von Tieren bei: *Ours. Chat. Cochon.*

Allerdings gab es auch Tage, an denen die Obhut bei meiner Großmutter sich nicht groß davon unterschied, allein gelassen zu werden. Dann lag sie auf dem Sofa oder im Bett, hatte die Vorhänge zugezogen und einen kühlen Lappen über den Augen. Diese Tage hatten ihr eigenes Vokabular: *cafard, algie, crise de foie.* 1966 (das Jahr meiner frühesten Erinnerung an sie) war meine Großmutter erst dreiundvierzig Jahre alt, doch der Krieg, sagte sie, hätte ihren Magen, ihre Nebenhöhlen, ihre Gelenke kaputt gemacht (sie verlor nie ein Wort darüber, was der Krieg mit ihrem Kopf angestellt haben mochte). Wenn sie an einem ihrer schlechten Tage versprochen hatte, auf mich aufzupassen, riss sie sich so zusammen, dass sie meine Eltern oder sich selbst überzeugen konnte, der Aufgabe gewachsen zu sein. Doch irgendwann übermannte es sie – was auch immer es war –, und wir verließen das Kino mitten im Film, beendeten den Vortrag nach dem ersten Gedicht, spazierten aus dem Supermarkt und ließen einen Einkaufswagen voller Lebensmittel im Gang stehen. Ich glaube nicht, dass mich das besonders störte. Wenn Großmutter sich ins Bett legte – und nur dann –, durfte ich fernsehen. Lag sie erst mal flach, bestand meine einzige Aufgabe darin, hin und wieder kaltes Wasser über einen Waschlappen laufen zu lassen, ihn auszuwringen und ihr über das Gesicht zu breiten wie eine Flagge über einen Sarg.

Außerhalb der Küche war die Lieblingsbeschäftigung meiner Großmutter das Kartenspielen. Sie verachtete das, was Amerikaner für kindgerecht hielten: Mau-Mau, Memory, Quartett. Gin Rommé fand sie langweilig und endlos. Bei den Kartenspielen

ihrer eigenen Kindheit wurden Scharfsinn und Täuschung belohnt, indem man Stiche holte. Als ich alt genug war, um im Kopf zu addieren und zu subtrahieren – ungefähr zu der Zeit, als ich lesen lernte –, brachte sie mir Pikett bei. Es dauerte nicht lange, da konnte ich mich ihr gegenüber ganz gut behaupten, obwohl mein Großvater mir später erzählte, sie hätte mich oft gewinnen lassen.

Pikett spielt man mit einem kleinen Blatt von zweiunddreißig Karten. Deshalb nahm meine Großmutter die Karten mit den Werten zwei bis sechs aus einer normalen Packung heraus. Diese Prozedur erledigte sie mit einer gewissen Achtlosigkeit. Wenn jemand nach einem langen Tag, zum Beispiel im Büro, nach Hause kam, sich mit ein paar Runden Solitär entspannen wollte und zur Schrankschublade ging, wo die Spiele lagen, war die Wahrscheinlichkeit groß, dass er ein halbes Dutzend geplündelter Blätter in einem wahllosen Meer von Karten niedrigen Werts fand. Das waren die einzigen Situationen, in denen mein Großvater je sichtlich verärgert über meine Großmutter war, die er sonst auf Händen trug.

»Das hat mich immer wahnsinnig gemacht«, erinnerte er sich. »Ich habe zu ihr gesagt: ›*Ein einziges Spiel!* Ist das zu viel verlangt? Kann es nicht ein verfluchtes Spiel geben, das nicht ruiniert wird?« Er spitzte die Lippen zu einem Entenschnabel, kniff die Augen zusammen und zog die Schultern hoch. »*Boh.*« Ich erkannte diesen Original-Gallizismus meiner Großmutter. »Sie hat die Blätter nicht ruiniert, wenn's recht ist, sie hat sie *korrigiert.*« Mein Großvater setzte den Akzent eines Texaners in Paris auf, wie immer wenn er Französisch sprach: »*See-non, come-awn fair une pe-teet par-tee?*«

Als mich meine Großmutter eines Nachmittags ein Kartenspiel holen schickte, damit wir ein paar *parties* spielen konnten, stellte ich fest, dass die Schublade seit meinem letzten Besuch ausgeräumt und mit mehreren Päckchen neuer Pokerkarten bestückt worden war, sämtlich in Klarsichtfolie eingeschweißt. Ich hatte das Gefühl, es sei ein noch größerer Frevel gegenüber meinem Großvater, eines von diesen nagelneuen Blättern zu »ruinieren«.

Ich zog andere Schubladen auf und suchte zwischen den Kartons von Kniffel, Racko und Monopoly nach wenigstens einem Kartenspiel, das meine Großmutter bereits dezimiert hatte. In einer Dose, die mal Mandelpralinen enthalten hatte, fand ich ein Blatt in einer seltsam schlichten, blassblauen Schachtel, bedruckt mit Worten, die ich für Französisch hielt, in einer mittelalterlich wirkenden Schrifttype wie die Buchstaben der *New York Times*. Das Blatt war dünner als ein amerikanisches, als bestände es aus weniger Karten. In der Annahme, dass es mir gelungen war, ein original französisches Pikett-Spiel aufzutreiben, brachte ich es in die Küche, wo meine Großmutter und ich normalerweise spielten.

Ich dachte, sie würde sich freuen, weil ich eine Möglichkeit gefunden hatte, meinen Großvater nicht zu verärgern. Stattdessen wirkte sie erschrocken. Sie wollte sich gerade einen der Zigarillos anstecken, die sie nur beim Kartenspielen rauchte, und hielt mit dem Streichholz auf dem Weg zum Mund inne. Meine Mutter beschwerte sich immer bitterlich über den Gestank des Qualms in meinen Haaren und meiner Kleidung, wenn ich von einem Besuch bei meiner Großmutter zurückkam, doch ich fand, es roch herrlich.

Sie nahm den nicht entzündeten Zigarillo aus dem Mund und legte ihn in seine kleine Dose zurück. Dann hielt sie mir die ausgestreckte Handfläche hin. Ich gab die blassblaue Schachtel ab. Meine Großmutter klappte sie auf, kippte die Karten auf den Tisch und legte die Schachtel neben den Aschenbecher. Das Spiel fächerte sie in der Hand auf, sodass sie die Bilder betrachten konnte. Ich sah nur die Rückseite, dunkelblau mit einem Muster aus Halbmonden.

Meine Großmutter wollte wissen, wo ich die Karten gefunden hätte. Ich erzählte es ihr, sie nickte. Sie erinnere sich, sie dort vor langer Zeit versteckt zu haben. Das habe sie tun müssen, weil es magische Karten seien und mein Großvater nicht an Magie glaube. Ich dürfe ihm nichts davon erzählen; er würde sich aufregen und sie wegwerfen. Ich erklärte mich einverstanden, Stillschweigen zu bewahren, und fragte meine Großmutter, ob sie an Zaubere-

rei glaube. Sie sagte, das tue sie nicht, aber seltsamerweise wirke Magie auch, wenn man nicht an sie glaube. Sie schien sich vollständig von ihrem Entsetzen erholt zu haben, dass meine Entdeckung entdeckt werden könne.

Sie nahm die blaue Schachtel in die Hand und erklärte, die Wörter darauf seien nicht französisch, sondern deutsch und bedeuteten: WAHRSAGEKARTEN FÜR HEXEN.

Ich fragte meine Großmutter, ob sie eine Hexe sei. Ich hatte das seltsame Gefühl, dass mir diese Frage schon sehr lange auf der Zunge lag.

Sie sah mich an und griff wieder zu dem Zigarillo, den sie beiseitegelegt hatte, zündete ihn an, schüttelte das Streichholz aus. Mit ihren langen blassen Fingern mischte sie mehrmals die Karten. Dann legte sie das Spiel zwischen uns auf den Tisch.

Bei der Wiedergabe dieser sehr frühen Erinnerungen an meine Großmutter habe ich es bisher vermieden, sie zu zitieren. Zu behaupten, dass ich den genauen oder auch nur ungefähren Wortlaut dessen behalten hätte, was jemand vor so langer Zeit sagte, wäre die größte Sünde des Biografen. Doch habe ich nicht die aus zwei Worten bestehende Antwort meiner Großmutter vergessen, als ich sie fragte, ob sie ein geheimes Kartenspiel mit Wahrsagekarten für Hexen besitze, weil sie selbst eine Hexe sei:

»Nicht mehr.«

Ich fragte sie, ob das bedeute, dass sie es nicht mehr könne, oder ob sie sich nicht mehr erinnere, wie man wahrsagt. Wahrscheinlich ein bisschen von beidem, erwiderte sie. Doch würde sie mir gerne zeigen, wie man mit dem magischen Kartenspiel eine Geschichte erzählt. Ich müsse nichts weiter tun – sie machte es vor, während sie es erklärte –, als die Karten abzuheben, dann ein zweites Mal, und drei von oben herunternehmen.

Es ist mir nie gelungen, dieses besondere Blatt meiner Großmutter aufzustöbern oder wiederzufinden, diese »Wahrsagekarten für Hexen« oder »Hexenkarten für Wahrsager« oder wie auch immer sie hießen. Es könnte sein, dass Dinge, die ich später über die kurze Fernsehkarriere meiner Großmutter als Hexe hörte,

meine Erinnerung an den Namen des Kartenblattes verfälscht haben – sie können auch »Zigeunerkarten für Wahrsager« oder »Wahrsagekarten für Sibyllen« geheißen haben. Doch ich weiß noch genug über diese Karten, um behaupten zu können, dass es sich um eine deutsche Variante der sogenannten »Lenormandkarten« gehandelt haben muss.

Als ich Mitte der Achtzigerjahre nach meinem Umzug nach Südkalifornien zum ersten Mal ein klassisch mexikanisches Lotería-Spiel mit den aufgedruckten Symbolen sah (*El Sol, El Arbol, La Luna*), erkannte ich seine Verwandtschaft mit dem Spiel meiner Großmutter. Zu ihrem Blatt gehörte eine Karte namens »Das Schiff«, auf der ein altmodisches Handelsschiff unter vollen Segeln vor einem Sternenhimmel abgebildet war. »Das Haus« war weiß verputzt, hatte ein rotes Dach und einen hübschen grünen Garten. »Der Reiter« in seinem roten Rock saß auf einem steigenden Schimmel vor einem gelbgrünen Wald. Das geschlechtslose »Kind« im Nachthemd drückte verängstigt eine Puppe an sich. Wie auf den Bildern der meisten Lenormandkarten befand sich ein kleines längliches Rechteck am oberen Rand, über der Sense, den Pirolen oder dem Blumenstrauß, eine Zahl- oder Bildkarte mit dem deutschen Blatt aus Herz, Laub, Eichel und Schellen.*

Ich kann mich nicht mehr an die erste Geschichte erinnern, die meine Großmutter mir mithilfe der Wahrsagekarten erzählte, weiß auch nicht mehr, aus welchen drei Karten sie sie entwickelte. Doch nach jenem ersten Mal wurde »Geschichtenerzählen mit den Karten« zu einer Möglichkeit, uns gemeinsam zu beschäfti-



* Allem Anschein nach verdanken Lenormandkarten ihre Entstehung nicht Mademoiselle Marie Anne Lenormand, der größten, wenn nicht sogar der betrügerischsten Kartenlegerin des neunzehnten Jahrhunderts, sondern einem Würfelspiel namens »Spiel der Hoffnung«, eine Art Mischung aus Tarot und dem Leiterspiel, dessen sechsunddreißig Bildkarten in einem Muster von sechs mal sechs ausgelegt werden.

gen. Es war nicht vorherzusagen, wann der Drang sie überfiel, auch wenn es immer nur dann passierte, wenn wir allein waren. In meiner Erinnerung an jene Tage war es draußen vor den Fenstern der Wohnung grau, kalt und nass; das Wetter mag eine Rolle für ihre Stimmung gespielt haben. Jeder, der sich schon mal länger mit kleinen Kindern beschäftigt hat, weiß, dass erdrückende Langeweile großartige Schaffenskräfte freisetzen kann. Meine Großmutter konnte sich grau und unkonzentriert durch einen Oktobernachmittag treiben lassen, ruhelos in der Küche, erschöpft von meinem Geplapper. Dann kamen die Karten aus ihrem Versteck in der leeren Dose Mandelpralinen, und sie fragte: »*Soll ich dir eine Geschichte erzählen?*«

An dem Punkt war ich immer in einem Dilemma. Ich mochte die Art und Weise, wie meine Großmutter erzählte, aber die Figuren, die ihr Hexenblatt zum Leben erweckte, beunruhigten und verängstigten mich, und immer ereilte sie ein düsteres Schicksal. Von den drei Karten, die ich mit dem Gesicht nach oben auf den Küchentisch legte, wand sich die Fantasie meiner Großmutter über kryptische Wege zu einer Handlung. Die Lilie, der Ring, die Pirole zum Beispiel führten nicht notwendigerweise zu einer Geschichte, die etwas mit Lilien, Ringen oder Vögeln zu tun hatte, und wenn doch, kam etwas Furchtbares über sie heraus, eine ihnen innewohnende Veranlagung zum Bösen oder ein Hang zum Verderben.

In den Märchen meiner Großmutter wurden böse Kinder übel bestraft, Neugeborene verlassen, schwer verdienter Erfolg in einem Moment der Schwäche verwirkt, und ständig tauchten Wölfe auf. Ein Clown, der mit Vorliebe Kinder erschreckte, wachte eines Morgens auf und stellte fest, dass seine Haut weiß wie Papier geworden war und sein Mund sich zu einem ewigen Grinsen verzogen hatte. Ein verwitweter Rabbiner ribbelte seinen Tallit auf und nähte aus den Fäden des Gebetsmantels und den toten Kleidern seiner Frau eine neue Mutter für sein Kind, einen wolligen, weiblichen Golem, stumm wie ein Regenmantel. Die Erzählungen bereiteten mir Albträume, doch immerhin kam während

des Erzählens die Seite meiner Oma hervor, die ich am liebsten mochte: lustig, übermütig, kindisch, exzentrisch. Wenn ich in späteren Jahren bei einem engen Freund oder einem Therapeuten über sie sprach, sagte ich oft, dass in solchen Momenten die Schauspielerin in ihr zum Vorschein kam. Ihr Erzählstil war eine Vorführung voller Eifer und Inbrunst. Sie setzte unterschiedliche Stimmen für Tiere, Kinder und Männer ein; wenn eine männliche Figur sich als Frau ausgab, sprach meine Großmutter so lustig flötend wie eine Tunte im Fummel. Ihre Füchse waren charmant, ihre Hunde kriecherisch, ihre Kühe stumpfsinnig.

Wenn ich nur zögernd auf ihre Frage antwortete, nahm sie ihr Angebot zurück, und es mochten Wochen vergehen, bevor sie es mir erneut machte. Deshalb nickte ich meistens nur, unfähig zu beurteilen, ob die Gesellschaft der Erzählerin den Tribut an Albträumen wert war.

Fast fünfzig Jahre später kann ich mich noch immer an einige Geschichten erinnern. Teile davon haben bewusst oder unbewusst ihren Weg in meine Arbeit gefunden. Die, an die ich mich noch erinnere, habe ich später meistens in einer Filmhandlung oder einem Märchenbuch wiederentdeckt.* Einige überlebten auch, weil ein Ereignis oder Sinneseindruck von mir sich mit der Erzählung verwob oder in ihr verfang.

So war es auch mit einem Märchen über die Begegnung zwischen König Salomo und einem Flaschengeist. Später fiel mir ein, dass meine Großmutter anfangs behauptet hatte, sie stamme »aus der hebräischen Bibel«, doch das entpuppte sich als Unsinn. Irgendwann entdeckte ich tatsächlich ein jüdisches Volksmärchen über Salomo, in dem er sich mit einem Dschinn misst, aber das hatte keine Ähnlichkeit mit der Geschichte meiner Großmutter. In ihrer Version wurde Salomo, der weiseste König aller Zeiten,



* Später stellte ich fest, dass ein besonders Furcht einflößendes Fragment aus Tod Brownings Film *Der Unbekannte* geklaut war.

eines Tages von einem Flaschengeist eingefangen. Unter Androhung von Todesqualen verlangte der Dschinn, dass Salomo *ihm* drei Wünsche erfülle. Der König erklärte sich einverstanden, stellte aber eine Bedingung: Die Erfüllung des Wunsches dürfe keinem Menschen Schaden zufügen. Also wünschte sich der Geist, dass es keinen Krieg mehr gibt; Salomo machte ihn jedoch darauf aufmerksam, dass die Kinder des Schwertschmieds verhungern würden, wenn es keinen Krieg mehr gäbe. Er schilderte dem Dschinn die katastrophalen Folgen von zwei weiteren auf den ersten Blick wohlmeinenden Wünschen. Am Ende musste der Geist den König freilassen. Wie immer ging die Geschichte also nicht wirklich gut aus, da Salomo sich anschließend nicht mehr überwinden konnte, sich etwas zu wünschen.*

Ich erinnere mich genau an dieses Märchen, weil meine Großmutter mich anschließend in ihr Schlafzimmer schickte, um etwas zu holen – eine Zeitschrift, ihre Brille. Vielleicht sah ich mich auch einfach nur um. Als ich das Schlafzimmer betrat, fiel ein Strahl nachmittäglichen Sonnenlichts schräg durchs Fenster auf den ewigen Flakon Chanel No. 5 auf ihrer Schminkkommode. Ein entflammter Dschinn in der Flasche. Es war genau die Farbe, nach der meine Großmutter roch; die Farbe der Wärme ihres Schoßes und ihrer Umarmungen; die Farbe ihrer kehligen Stimme, die durch ihren Brustkorb klang, wenn sie mich an sich drückte. Ich starrte auf das in der Flasche gefangene lodernde Feuer. Manch-

* An der Uni erschrak ich, als ich die Quelle dieser Geschichte im *John Collier Reader* fand – das habe ich jedenfalls immer geglaubt, bis ich heute Nachmittag meine Ausgabe (Knopf, 1972) erst überflog, dann sorgfältig von vorne bis hinten und wieder zurück durchblätterte, ohne irgendeine Spur einer solchen Erzählung zu entdecken. Entweder bin ich den Zeilen meiner Großmutter in einer anderen Textsammlung oder bei einem andere Autor begegnet, oder es geschah im Traum, vielleicht ausgelöst durch meine Lektüre von *Colliers »Bottle Party«* mit dem herrlich böseartigen Dschinn und der unsterblichen letzten Zeile.

mal vermittelte mir der Duft Vergnügen, Wärme und Trost, dann wieder machte mich ihr Parfüm schwindelig und bereitete mir Kopfschmerzen, wenn sie mich an sich zog. Manchmal waren ihre Arme Eisenbänder um meinen Hals, und ihr heiseres Lachen klang verbittert und hungrig, wie das eines Wolfs im Comic.



Meine fünf frühesten Erinnerungen an meine Großmutter:

Die Tätowierung an ihrem linken Unterarm. Fünf Zahlen, nichts anderes als ein Code für das unausgesprochene Verbot, sie danach zu fragen. Die kecke 7 mit ihrem europäischen Querstrich.

Ein Lied über ein Pferd, auf Französisch gesungen. Ich reite auf ihren Knien. Sie hält meine Hände in ihren und klatscht. Jede Zeile schneller, von Schritt über Trab zum Galopp. Am Ende des Liedes nimmt sie mich meistens in die Arme und küsst mich. Aber manchmal zieht sie bei den letzten Worten die Beine wie eine Falltür auseinander und lässt mich auf den Teppich purzeln. Während sie dieses Reiterlied singt, beobachte ich ihr Gesicht, lauere auf einen Hinweis, was sie als Nächstes tun wird.

Ein knallroter Jaguar, verschwommen. Ein Matchboxauto, 3,4 Liter, dieselbe Farbe wie der Lippenstift meiner Großmutter. Das kauft sie mir zur Belohnung nach einem Besuch beim Augenarzt, wo meine Pupillen mit Belladonnatropfen geweitet wurden. Als ich Angst bekomme, weil ich nichts mehr sehen kann, bleibt sie ganz ruhig, aber als ich wieder fröhlich bin, kommt ihre Sorge durch. Sie sagt, ich solle das Spielzeugauto wegstecken, sonst würde ich es verlieren. Wenn ich in der U-Bahn damit spielte, würden die anderen Jungs im Zug neidisch werden und es mir wegnehmen wollen. Für mich ist die Welt ganz verschwommen, nur meine Großmutter sieht klar. Jeder Schatten im Waggon könnte ein habgieriger Junge sein, der es

auf meinen Jaguar abgesehen hat. Ich stecke das Auto in die Tasche, fühle es kühl in meiner Hand, seine elegant geschwungene Form, und die Wörter *Jaguar* und *Belladonna* sind von da an untrennbar mit meiner Großmutter verbunden.

Die Nähte ihrer Strumpfhose. Sie steht am Herd und gibt Knochen in den Suppentopf, und die Nähte verlaufen senkrecht wie ein Lot vom Saum ihres Rocks bis in ihre Pumps. Goldene Armreife liegen sicherheitshalber neben einem bemehlten marmornen Nudelbrett, die Arbeitsfläche hat ein Muster aus Sternen und Bumerangs. Der Knubbel auf der Drehscheibe ihrer Eieruhr, stromlinienförmig und mit Flossen versehen wie eine Rakete.

Ihre helle Kopfhaut. Von oben gesehen, wenn sie vor mir kniet und mir die Hose zuknöpft. Eine Damentoilette mit goldenen Wänden, vielleicht im Kaufhaus Bonwit oder Henri Bendel, dekoriert mit Grünpflanzen. Ich bin – mal auf Englisch, mal auf Französisch – ihr *kleiner Prinz*, ihr *kleiner Mann*, ihr *kleiner Professor*. Ihr Mantel hat einen Pelzkragen, der nach Chanel No. 5 riecht. Ich kenne nichts, das so weiß ist wie ihre Kopfhaut. Meine Mutter hätte mich auf die Herrentoilette geschickt, um dort selbstständig zu urinieren und meinen Reißverschluss zu schließen, doch ich bin mir keines Angriffs auf meine Würde bewusst. Ich weiß, dass bei meiner Großmutter andere Regeln gelten. Ein Satz, den ich gehört habe, kommt mir in den Sinn, und dazu die plötzliche Bereicherung, ihn zu verstehen: *Sie wird mich nicht aus den Augen lassen.*



ARBEITSLOS, GELANGWEILT und in jeder Billardhalle im Umkreis von hundert Meilen von der Ecke Fourth und Ritner Street bekannt als Hai, verpflichtete sich mein Großvater am 8. Dezember 1941 beim Army Corps of Engineers. Den nach seinen Vorgaben gefertigten Brunswick-Queue vermachte er Onkel Ray – und bebraute die Welt damit des Tzaddiks, der sein Bruder zweifellos geworden wäre –, um in einen Truppentransportzug nach Rapides Parish, Louisiana, zu steigen. Nach sechs Wochen Grundausbildung wurde er an einen Stützpunkt in der Nähe von Peoria, Illinois, versetzt, um dort zu lernen, wie man Flugplätze, Brücken und Straßen baut.

Sein Ganoveninstinkt riet ihm, sich bedeckt zu halten und nicht in den Vordergrund zu spielen, doch inmitten der schlichten Rekruten von Camp Claiborne und der Immigranten und Golems von Camp Ellis konnte er das Kaliber seines Könnens als Soldat und Ingenieur nicht für alle Zeiten verheimlichen. Er war stark und ausdauernd. Seine Kargheit in der Kommunikation wurde zwar unterschiedlich, aber meist zu seinem Vorteil als Männlichkeit, Selbstbeherrschung oder Verschlossenheit gedeutet. Unvermeidlich sprach sich herum, dass er Ingenieurwesen an der Drexel Tech studiert hatte, Deutsch fließend beherrschte, so gut wie unschlagbar beim Pool-Billard* und bestens vertraut mit Motoren, Batterien und Radios war. Als er mit seinen Kameraden eines



* Er hatte sich das Studium an der Drexel finanziert, indem er von New York bis Baltimore und im Westen bis nach Pittsburgh spielte. »Ich hatte keine andere Wahl«, erklärte er mir. »Alles, was meine Eltern gespart hatten, ging für meinen Bruder drauf.«

Nachmittags eine Wiese am Spoon River bearbeitete, fuhr ein Idiot mit seinem Lkw durch die Leitung, die das Feldtelefon mit der Vermittlung verband. Mithilfe eines Stacheldrahtzauns improvisierte mein Großvater eine neue Verbindung. Als es zu regnen begann und die nassen Zaunpfähle die Leitung erdeten, schnitt er einen nicht benutzten Fahrradschlauch in kleine Teile und schickte seine Kameraden zwei Meilen den Zaun entlang, um den Draht jeweils dort zu isolieren, wo er auf Holz traf.

Am nächsten Tag bekam er den Befehl, sich beim kommandierenden Offizier seines Kaders zu melden. Der Major war ein schlanker Princeton-Absolvent, gelb und fleckig vom jahrelangen Brückenbau über Kluften und von Sumpfwässerung in Malaria-gebieten. Auf seinen blättrigen Wangen blühten die Folgen des Ginkonsums. Er ließ sich Zeit, eine Bruyèrepfeife zu stopfen. Hin und wieder warf er meinem Großvater einen verstohlenen Seitenblick zu, der sich zwar rühren durfte, aber voller Unbehagen dastand und sich fragte, was er falsch gemacht habe. Nachdem der Major seine Pfeife entzündet hatte, teilte er meinem Großvater mit, dass man ihn zur Versetzung an die Offiziersanwärterschule in Fort Belvoir, Virginia, vorschlagen würde.

Das Leben des gemeinen Soldaten war von einer Atmosphäre geprägt, in der eine giftige Verachtung für Offiziere herrschte. Von Anfang an hatte mein Großvater diese Luft in vollen Zügen eingeatmet, ohne Anpassungszeit oder Verlangen nach einem Filter.

»Sir«, erwiderte er nach einem Moment der Unentschlossenheit. Er hatte nichts gegen diesen speziellen Major. Es waren die Offiziere an sich, die er verachtete. »Ich schwinge gern den Hammer, bis wir eine Autobahn von hier bis Berlin gebaut haben, aber, bei allem Respekt, ich tanze lieber als Huhn in einem Käfig auf dem Jahrmarkt, als Offiziersanwärter zu werden. Nichts für un- gut, Sir.«

»Geschenkt. Ich verstehe, was Sie sagen wollen, und unter uns gesagt, ist Ihr Vergleich mit dem tanzenden Huhn gar nicht so falsch.«

»Sir.«

»Nichtsdestotrotz: Ist Ihnen klar, dass Sie monatlich fünfzig Dollar mehr Sold bekommen, wenn Sie den Dienstgrad eines Oberleutnants erreichen?«

Zufälligerweise war kurz zuvor das letzte Unternehmen meines Urgroßvaters, eine Snackbar in der Nähe vom Shibe Park, pleitegegangen. Nun arbeitete er in einem Wein- und Spirituosenhandel, rollte mit einem stützenden Bruchband Yuengling-Bierfässer aus Stahl. Meine Urgroßmutter hatte jahrelang Stückarbeit gemacht, für einen Hutmacher Bänder und Bordüren genäht. Nun war sie gezwungen, sich Arbeit außer Haus zu suchen. Sie verpackte Torten und Plätzchen in einer Bäckerei, in der die Inhaber, zwei Halbbrüder, ihre gegenseitige Verachtung auslebten, indem sie die Mitarbeiterin malträtierten. Mein Großvater wusste, dass seine Eltern jede Arbeit auf sich nehmen und alle Kollegen oder Chefs ertragen würden, um nur weiterhin Rays Ausbildung finanzieren zu können, auf den sich all ihre Träume konzentrierten.

»Nein, Sir«, sagte er. »Das war mir nicht bewusst.«

Zwei Wochen später – an dem Tag, bevor die Kameraden aus seinem Kader in einen Zug nach Dawson Creek, British Columbia, stiegen, wo sie beim Bau des Alaskan Highway mithelfen mussten – bekam mein Großvater den Auftrag, sich in der Offiziersanwärterschule in Fort Belvoir zu melden. Es war eine bittere Reise.

Fern vom kalten Norden, den frühen Schlachtfeldern des Kriegs, drei Stunden weit weg von der Shunk Street und gelangweilter als je zuvor, wurde mein Großvater zum Grübler. Seine Jahre in Billardhallen und Klassenzimmern hatten ihn gelehrt, Männer in die Kategorien Dummkopf, Spinner und Schwindler einzuteilen, und in Fort Belvoir gab es nur wenige Exemplare, die sich dieser Klassifizierung widersetzen. Wohin er auch schaute, sah er Faulheit, Unfähigkeit, Verschwendung und Prahlerei. Bei anderen Soldaten führten solche Beobachtungen zu Zynismus, bei meinem Großvater entwickelte sich eine mehr oder weniger dauerhafte Empörung.

Angesichts der Nähe von Fort Belvoir zu Washington war es nur eine Frage der Zeit, bis sich seine Verbitterung über den Zaun der Anlage hinwegsetzen und den Regierungssitz einschließen würde. Trotz Pearl Harbor und der dadurch ausgelösten Angst vor einer Invasion hatte die Hauptstadt ihre Selbstgefälligkeit gegenüber Feinden, die Kontinente oder Ozeane entfernt waren, noch nicht verloren. Flugabwehrbatterien waren rar gesät. Stotternd patrouillierten ältere Doppeldecker durch den Luftraum. Eine Handvoll Pötte der Küstenwache kontrollierten Flüsse und Brücken.

Als mein Großvater an einem freien Tag durch die Straßen Washingtons bummelte, vertrieb er sich die Zeit und schürte seine Wut, indem er im Kopf durchspielte, wie die Stadt erobert werden könne. Der Glaubwürdigkeit halber sprach er die Rolle des Reichsmarschalls im Pressburger Deutsch seines Großvaters und führte die Diskussion über die Angriffsstrategie entsprechend gewürzt mit Glottallauten. Er befahl, Eliteeinheiten zur Bemanung von U-Booten ausbilden zu lassen. Dreihundert Mann sollten genau an der Stelle des Patuxent landen, wo die Briten 1814 ihre Invasion begonnen hatten. Seine Unterwasserjäger würden Elektrizitätswerke und die Brücken über den Potomac sprengen, Funktürme besetzen, Telegraf- und Telefonkabel durchschneiden. Sie würden das Straßenraster mit Bombenkratern und Stacheldraht verunstalten, Schikanen auf den Zufahrtsstraßen errichten. Dreißig Mann reichten aus, um das Capitol einzunehmen, ein Dutzend, um das Weiße Haus zu erobern. Am Abend des zweiten Tags seiner Invasion stand mein Großvater in Knobelbechern und mit spitzer Schirmmütze Arm an Arm neben Roosevelt und reichte ihm den Stift zur Unterzeichnung der offiziellen Kapitulation.

Am Abend kehrte er nach Fort Belvoir zurück, beunruhigt von der Klarheit und Eleganz seines Plans. Bevor er sich zum Schlafen zurückzog, tippte er die wesentlichen Punkte in eine dreiseitige Aktennotiz an seinen Vorgesetzten, die anschließend übersehen, verlegt oder möglicherweise auch verziehen wurde. In der Dun-

kelheit des Zimmers, das er sich mit einem am Massachusetts Institute of Technology ausgebildeten Bauingenieur namens Orland Buck teilte, hielt er sein Vorhaben erneut schriftlich fest.

Rein zufällig war dieser Buck einer der wenigen Offiziersanwärter, die sich nicht so einfach in das dreigeteilte Menschenraster meines Großvaters einordnen ließen. Orland Buck war ein Brahmane aus Maine, dessen Vater und Großvater im Kampf um den Bau heroischer Brücken in Argentinien beziehungsweise auf den Philippinen gefallen waren. Eine Chronik des Aufbegehrens in feinen Einrichtungen und die Last seines Erbes verliehen Buck eine Neigung zur Zerstörungskunst; schnell griff er das entsprechende Element im Plan meines Großvaters auf.

»Eine Brücke reicht«, entschied er. »Nimm die Francis Scott Key, dann sind alle schnell wach.«

Wochen vergingen, ohne dass die Aktennotiz meines Großvaters zur Kenntnis genommen wurde. Zusammen mit Orland Buck verbrachte er seine freien Stunden demonstrativ damit, die Francis Scott Key Bridge mit ihren eleganten Bögen zu inspizieren. Buck machte Dokumentarfotos von meinem Großvater, wie er ungestört die Stützpfiler und Widerlager der Brücke knipste. Trotz ihrer Bemühungen hinterfragte niemand oder registrierte überhaupt, wie fasziniert die jungen Männer von dem Bauwerk waren, das in den Zwanzigerjahren vom Heer gebaut und von einem Teilhaber von Bucks Vater konstruiert worden war.

Täglich erweiterte das Korps sein Fachwissen in Sprengtechnik; nachts studierten Buck und mein Großvater in der Standortbibliothek offizielle Kopien der Brückenbaupläne.

»Das wird ihnen eine Lehre sein«, sagte Buck im Dunkeln auf seinem Feldbett. Das Radio verkündete leise Neuigkeiten über Rommels Eroberung von Tobruk. »Geschieht ihnen recht, den Schweinen.«

Mein Großvater fragte sich, zu welchem Zeitpunkt sein Zimmerkollege, ohne dass es ihm selbst aufgefallen wäre, beim Sprechen über ihren Plan vom Konjunktiv ins Futur gewechselt war. Er glaubte nicht einen Moment lang, dass Buck jemandem eine

Lehre erteilen wollte oder auch nur das geringste Interesse daran hatte, jemandem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Buck war weder eine beleidigte Leberwurst noch ein Perfektionist oder jemand, der Groll hegte. Er war aus Spaß an der Freud dabei und sagte nur das, was mein Großvater seiner Ansicht nach hören wollte.

»Übertreib es nicht!«, mahnte mein Großvater.

»Wer, ich?«

In einem Tresor auf der Ladefläche eines alten Mack-Lkw, der ohne Motor und Reifen unter einer Plane im Fuhrpark vor sich hin rostete, hatten Buck und mein Großvater zehn selbst gebaute Bomben gebunkert. Ihre Konstruktion war überzeugend einfach und effektiv: leere Munitionskisten aus Holz, ausgelegt mit Schießbaumwolle, die Buck und mein Großvater in so kleinen Mengen hatten verschwinden lassen, dass es in den Sprengtechnikkursen nicht auffiel. Auf dieselbe Art und Weise wurde ein kleiner Vorrat an Zündhütchen und Sprengschnüren angelegt, gerade so viel, dass mein Großvater gefahrlos zeigen konnte, worum es ging. An jeder Sprengschnurspule war ein von ihm getippter Zettel mit der Aufschrift NUR ZU DEMONSTRATIONSZWECKEN befestigt.

»Ich mag es nicht, wenn übertrieben wird«, sagte er.

»O nein, ich auch nicht«, erwiderte Buck schamlos.

An dem Abend, den sie für ihre Großtat auserkoren hatten, schnallten sie sich Werkzeuggürtel um, holten ihre Demonstrationbomben aus dem Tresor, packten sie in vier Seesäcke und entfernten sich unerlaubt mit einer Unbekümmertheit, die symptomatisch für die Verachtung meines Großvaters für die Führung von Fort Belvoir war. Sie marschierten durch hohes Unkraut und Kieferngestrüpp, über eine Zufahrtsstraße in einen Forst, der früher zur Plantage Belvoir gehört hatte. Fluchend stolperten sie durch die Dunkelheit des Waldes, bis sie die Schienen der RFP-Bahn erreichten, wo sie auf einen Güterzug sprangen und in einem leeren Waggon bis nach Alexandria fuhren.

Sie verließen den Zug in einer Gegend mit niedrigen Back-

steinhäusern, kurz vor dem Depot. Vom Potomac Yard wehte der Geruch von Diesel und vom versengten Ozon Funken sprühender Stromabnehmer herüber. Diese Gerüche und die Häuser mit ihrem verwirrten Aussehen weckten alte Sehnsüchte und Groll im Herzen meines Großvaters. Er fragte sich, wie schon in der Vergangenheit und in den kommenden Jahren, ob dies vielleicht die Nacht sei, in der sein Leben, sein wahres Leben, endlich begänne.

In einer Gasse entdeckten sie einen alten Pick-up. Die Heckscheibe der Kabine war durch eine Hartfaserplatte ersetzt. Mit dem linken Ellenbogen schlug mein Großvater ein Loch in die Platte und zwängte sich hindurch. Er hatte noch nie ein Auto kurzgeschlossen, doch das Prinzip war banal und der Pick-up willig. Keine Minute, da hatte er den Motor zum Laufen gebracht. Er schloss die Tür auf und rutschte auf den Beifahrersitz. Orland Buck setzte sich hinters Lenkrad und betastete es ein, zwei Sekunden lang.

»Du Scheißkerl!«, sagte er glücklich. »Gottverdammst!«

»Fahr!«

Auf Bucks Seite warf sich etwas gegen das Fahrzeug. Die Augen und das rote Zahnfleisch eines Hundes standen plötzlich im Fenster. Vor einem Haus, das rückseitig an die Gasse grenzte, brüllte ein Mann herum. Orland Buck lachte. Er kämpfte mit Kupplung und Gangschaltung. Begleitet von dem zornigen Hund ruckelten sie aus der Gasse, bis Buck aufs Gas drückte und das Tier in einer Staubwolke zurückblieb. In dem Ford waren sie nicht gerade unauffällig. Als sie auf den Jeff Davis Highway fuhren, klang es, als schlepten sie einen Sack voller Uhren hinter sich her.

Ab da nahm sich Orland Buck an die Kandare. Vorsichtig fuhr er durch die Dunkelheit, beachtete die Geschwindigkeitsbegrenzung. Es ging am neuen Flughafen vorbei, an der Brache, auf der das neue Kriegsministerium aus dem Boden gestampft wurde, an dem Friedhof, wo Bucks Vater und Großvater unter weißen Kreuzen lagen. Sie zogen ihre Ladung aus Uhrenteilen über das As-

phalbett ihres beabsichtigten Opfers und bogen auf der anderen Seite links ab. Ein wenig flussaufwärts von Georgetown, nahe dem alten Endpunkt des Chesapeake-and-Ohio-Kanals, schaltete Buck in den Leerlauf und stellte den Motor ab. Sie rollten auf den Schotterplatz von Fletchers Bootsverleih. Bevor sie ausstiegen, schwärzten sie ihre Gesichter mit angekorkeltem Korken und zogen sich dunkle Wollmützen über den Kopf. Orland Buck war im Himmel. Mein Großvater musste zugeben, dass auch er durchaus seinen Spaß hatte.

»Und, bist du schon mal Kanu gefahren?«, fragte Buck, gestählt durch viele Pfadfinderlager.

»Hab schon öfter zugeguckt«, sagte mein Großvater und dachte insbesondere an die Stummfilmversion von *Der letzte Mohikaner*, die er im Lyric in Germantown gesehen hatte. »Wenn Bela Lugosi das kann, kann ich es auch.«

Der Riegel an der Bootshaustür gab nach einem Antippen mit Hammer und Meißel nach. Mein Großvater schob das Tor auf den Rollen einen Fuß breit auf und schlüpfte hinein. Die Dunkelheit roch nach alten Leinenturnschuhen. Buck fand das Kanu mit der Glückszahl 9, in dem eine Stenotypistin aus dem Kriegsministerium namens Irma Budd ihm mal einen geblasen hatte. In gebückter Haltung trugen sie es zur Rampe hinunter. Mein Großvater lud die Seesäcke ein, und Buck holte zwei Paddel. »Jetzt wird's lustig, Lugosi. Bist du so weit?«

Mein Großvater zog das Kanu ans Ende der Rampe und stieg ins Heck. Der Rumpf kratzte über den Boden und rutschte ins Wasser. Das war nicht die Art von Frage, auf die er eine Antwort verschwendete.

Im Kanu Nummer 9 trotzten sie dem Potomac, lautlos wie Indianer. Dies war der Teil ihrer Großtat, bei dem sie am ehesten der Öffentlichkeit ausgesetzt waren; zuvor hatten sie beschlossen, dass es besser sei, den Fluss zu überqueren und sich dicht am Ufer von Virginia zu halten, in jenen Tagen fast noch eine Wildnis. Das Abenteuer machte Orland Buck stumm. Es brachte den nüchternen Yankee in ihm zum Vorschein, zwei drahtige Hände um ein

rundes Holz. Den größten Teil des Übersetzens war mein Großvater so wenig zu gebrauchen wie ein ungarischer Schauspieler, auch wenn er weder Verzweiflung noch Scham empfand. Mit Absicht hatten sie eine mondlose Nacht gewählt, doch die Luft war klar, und über dem Kopf meines Großvaters funkelte der Schaltkreis des Himmels wie aus Zinn gelötet. Als Buck sie endlich das kleine Stück flussabwärts zur Key Bridge gerudert hatte, ging auch mein Großvater souverän mit seinem Paddel um. Er war so glücklich wie nie zuvor.

Die Brücke schien sich selbst auf Spannung zu halten, sie zerrte an ihren Streben, als Orland Buck und mein Großvater unter ihre Bögen schlüpfen. Sie dröhnte, wenn ein Auto über die Köpfe der Männer hinwegfuhr. Mein Großvater legte sein Paddel ins Kanu und kauerte sich hin. Das Boot wackelte leicht, als Buck es zum Sockel jenes Stützpfilers manövrierte, dessen massive Tragkraft in der Erde von Virginia verankert war. Buck streckte die Hand aus, um das Boot zu stabilisieren. Mein Großvater öffnete einen der Seesäcke und holte die erste Bombe und eine Rolle Klebeband heraus, die sie aus der Krankenstation entwendet hatten. Hätten sie ausreichend Zeit und wirklich böartige Absichten gehabt, hätten sie Löcher in den Beton gebohrt oder geschlagen, um die Bomben darin zu versenken. Dann hätten die Explosionen mehr Sprengkraft gehabt. Beton war ein harter Hund, und mein Großvater schätzte, dass man 450 Kilo Schießbaumwolle benötigt hätte, um die Key Bridge ernsthaft zu beschädigen. Er klebte die erste Bombe an den dicken Betonhuf der Brücke. Wenn er die Klebebandstreifen abrollte, klang das unter dem Bogen wie Donnerschläge.

»Nächster«, sagte er.

Orland Buck streichelte das Wasser, und es ging weiter unter die Brücke. Der Fluss plätscherte gegen Kanu und Pfeiler.

Die Francis Scott Key Bridge hat fünf Bögen, drei von ihnen machen Riesenschritte übers Wasser, an beiden Enden verankert einer die Brücke an Land. Orland Buck und mein Großvater klebten abwechselnd an jeden der vier mittleren Pfeiler drei Bomben,

sechs pro Mann. Als sie fertig waren, war es fast vier Uhr morgens. Mein Großvater schaute zum Bauch der Brücke empor. Er bewunderte, wie die Flächen zwischen den einzelnen Bögen und dem flachen Brückendeck von Tochterbögen verziert wurden, wie jedes auf den Kopf gestellte U gezwungen war, sich weiter nach unten zu strecken als das vorige, weil sich der Mutterbogen tief hinabzog. Der gesamte Raum unter dem Bauwerk summt vom hindurchpfeifenden Wind. Jenseits des Gewölbes aus Stahl und Beton zogen die Tiere und Helden am größeren Gewölbe des Frühlingshimmels ihre Kreise. Standhaft spannte sich ein Bogen über den nächsten, lechzte nach dem Gewicht, niedergedrückt von der Kraft, die alles zusammenhielt. Mein Großvater schaute zu Orland Buck im Heck des gestohlenen Kanus hinüber. Er hatte einen Bleistiftzünder und eine dicke Spule mit fünfzig Meter Sprengschnur in der Hand, von der mein Großvater nichts gesehen oder gewusst hatte.

»Du nimmst wohl besser ein Paddel und entfernst dich ein bisschen«, sagte Orland Buck.

Mein Großvater nickte. In gewisser Weise hatte er geahnt, dass Buck so etwas machen würde. Er setzte sich und drehte das Kanu geschickt stromaufwärts. Mit einer Hand rollte Buck die präparierte Schnur aus, genau darauf achtend, den Zünder nicht zu bewegen. Als sie am Georgetown-Ufer ungefähr fünfzig Meter zurückgelegt hatten, schwang mein Großvater das Paddel aus dem Wasser und stellte sicher, dass er Orland Buck damit seitlich am Kopf traf. Buck fiel aufs Gesicht. Mein Großvater zog den Bleistiftzünder von der Schnur und warf ihn in den Fluss. Er richtete Buck auf, vergewisserte sich, dass sein Freund nur bewusstlos war und nicht tot, und legte ihn ins Heck des Kanus. Dann paddelte er zurück zu Fletchers Bootsverleih. Dort angekommen, war Buck noch immer k.o. Mein Großvater brachte das Kanu allein in den Schuppen zurück und ließ drei Dollar als Bezahlung für den zerstörten Riegel zurück. Er stopfte die leeren Seesäcke in den Müll-eimer und verfrachtete Buck in das Führerhaus des gestohlenen Pick-ups.

Als sie die Key Bridge überquerten, gab Orland Buck ein Geräusch von sich und schlug die Augen auf. Er blickte aus dem Fenster und merkte, wo sie waren. Er betastete seine Verletzung und stöhnte. Dann schüttelte er den Kopf. »Verdammt«, sagte er mit verbittertem Respekt.

»Du hast es übertrieben«, sagte mein Großvater.

Als er am nächsten Nachmittag nach Karten- und Vermessungskunde auf seine Stube zurückkehren wollte, standen zwei Militärpolizisten rechts und links neben der Tür. Seine Wangen, Ohren und inneren Organe brannten bei dem Gedanken, dass seine Mutter nun gezwungen sein würde, sich von den beiden Bäckern bis zum Ende ihres Lebens auf der Nase herumtanzen zu lassen.

Die Feldjäger mit ihren makellos weißen Helmen rührten sich nicht, als er sich ihnen näherte. Ihr starrer Blick schickte ihm Tod, Hass und Überdross, mein Großvater sandte alles postwendend zurück.

»Suchen Sie mich?« Er blieb vor der Tür stehen, gleich weit von beiden Kehlen entfernt.

»Nein, mein Sohn«, rief eine Stimme aus der Stube, in der er und Orland Buck die närrische Verschwörung ausgeheckt hatten, die sie in den Knast bringen würde. Eine volltönende Männerstimme in weichem Singsang, die es gewöhnt war, gehört zu werden. »Ich bin derjenige, der Sie sucht.«

Als mein Großvater das Zimmer betrat, sprang ein großer Mann, der die besten Jahre hinter sich hatte, von einem Stuhl auf. Ebenso breit in den Schultern, ein alt und fett gewordener Schlärgertyp. Der Mann trug einen grauen Glencheckanzug mit einem zusätzlichen roten Streifen im Muster, eine rot-silberne Seidenkrawatte und wunderschöne schwarze Wildlederschuhe. Obwohl er wie ein englischer Rechtsanwalt aussah, konnte mein Großvater das Militär an ihm riechen. Kühl und unverhohlen schätzte der Mann ihn ab, vom Scheitel bis zur Sohle. Was er sah, schien einen Bericht beziehungsweise ein Gerücht zu bestätigen. Er hatte außergewöhnliche Augen. Als mein Großvater rückblickend

versuchte, die Farbe zu beschreiben, verglich er sie erst mit Meereseis, dann mit einem brennenden Herdring.

»Ich bin mir sicher, dass es keine Überraschung für Sie ist zu hören«, sagte der Mann mit schwerem Park-Avenue-Akzent, »dass Sie in der Klemme sitzen.«

»Nein, Sir.«

»Nein, allerdings. Wie sollte es auch? Sie wollten Ärger haben, jetzt ist er da. Konsequentes Verhalten führt zu vorhersagbaren Ergebnissen.«

»Sir, ich war nicht auf Ärger aus, ich ...«

»Sie brauchen es gar nicht zu leugnen. Ein Blick auf Sie, und ich weiß Bescheid. Sie sind schon Ihr Leben lang auf Ärger aus.«

»Sir ...«

»Liege ich falsch?«

»Nein, Sir.«

»Sie haben Ausrüstung und Wehrmaterial der Army gestohlen. Sich unerlaubt von der Truppe entfernt. Einen Pick-up kurzgeschlossen. Ein Kanu entwendet. Scharfe Sprengstoffe an Staatseigentum befestigt.«

»Das war nicht Teil des Plans«, wandte mein Großvater ein. »Das mit den scharfen Zündern.«

»Nein? Wie kam es dann dazu?«

Es lag auf der Hand, dass Buck bereits alles gestanden hatte, doch mein Großvater hatte das schnauzbärtige Mädchen auf dem Rangierbahnhof nicht vergessen und war nicht bereit, seinen Freund zu verraten, selbst wenn der sich gerade als Petze entpuppt hatte.

»Die Führung hat versagt«, gestand mein Großvater.

Das Eis in den Augen schlug in Feuer um. Mein Großvater hatte das beunruhigende Gefühl, von dem fleischigen alten Mann geliebt zu werden.

»Orlie Bucks Vater hat als mein Adjutant im 69. Infanterieregiment gedient«, sagte der alte Mann. »Er war auch immer auf Ärger aus, und er wusste, dass ich ihm zu Hilfe eilen und mich bemühen würde, ihn aus jedweder Patsche zu holen, so oder so,

wann immer er nach mir rufen sollte. Ich glaube, aus diesem Grund hat sich Orlie an seinen alten Onkel Bill gewandt, als die beiden Weißhelme da draußen auftauchten, um ihn festzunehmen.«

Das Netz voller Anekdoten, Ahnenreihen und dunkler Anspielungen, das Orland Buck in den letzten Monaten ausgeworfen hatte, zog sich im Kopf meines Großvaters zusammen und fing eine aufflackernde Hoffnung ein.

»Colonel Donovan, könnten Sie mir auch aus der Patsche helfen?«, fragte er.

»Nun, mein Junge«, erwiderte Wild Bill Donovan, »sieht wohl so aus. Aber wie wir schon festgestellt haben, wollen Sie das eigentlich gar nicht, stimmt's?«



NACHDEM MEIN GROSSVATER wegen Angriffs auf den Direktor von Feathercombs dem Haftrichter vorgeführt worden war, verbrachte er eine Woche im Gefängnis. Die Kautionskaution war saftig, und er hatte keine andere Sicherheit als ein fünfundzwanzig Dollar teures Spiegelteleskop und einen Crosley von 1949.

Im Lauf jener Woche meldete er sich zweimal telefonisch bei meiner Großmutter. Im ersten Gespräch erwähnte er seine Verhaftung mit keinem Wort, sondern fehlinformierte sie über seinen Aufenthaltsort. Sein Anwalt Shulman schickte jemanden, der den Crosley aus einer Garage an der East 57th Street holte und zurück nach New Jersey fuhr. Der Fahrer wurde angewiesen, meiner Großmutter lediglich zu sagen, ihr Mann würde mit dem Zug eine dringende Verkaufstour in den Norden des Bundesstaates unternehmen.

Am vierten Tag seines Aufenthalts in der Haftanstalt rief mein Großvater wieder an. Er lieferte meiner Großmutter Erinnerungen an eine Reise aus dem vergangenen August, die er noch nicht mit ihr geteilt hatte: die Aussicht von einem Motelfenster auf den stinkenden Susquehanna, ein italienisches Restaurant, in dem es Spaghetti mit einer grünen Soße namens Pesto gab, ein langer Nachmittag mit Verkaufsbesuchen bei großer Hitze. Seit dem Tag seiner Einstellung hatte er seine Arbeit gehasst, doch nun, da er sie verloren hatte – sie zerstört hatte –, sah er rückblickend einen Zauber in der Ödnis jener Tage, die ihm im Norden des Bundesstaats Termine in Schönheitssalons beschert hatten. Als er sich in seinem grauen Knastdrillich gegen das Münztelefon für ausgehende Gespräche lehnte und eine Lobrede auf die Frau eines Apothekers in Elmira hielt, die am Anfang nur einen Karton mit Feathercombs-Spangen genommen, ihre

Bestellung dann aber, nachdem er seinen Spiegel hochgehalten hatte, auf drei Kartons erhöht hatte, traten ihm Tränen in die Augen.

Er wäre nie auf die Idee gekommen, meiner Großmutter die Wahrheit zu sagen. Sie stand bereits auf der Kippe; er hatte Angst, dass die Wahrheit sie über die Schwelle stoßen könne. So rechtfertigte er seine Täuschung vor sich selbst und zweiunddreißig Jahre später vor mir. Meiner Ansicht nach war das keine befriedigende Erklärung. Mein Großvater hätte nie gelogen, um sich zu entlasten, gut dazustehen oder sich vor der Verantwortung zu drücken. Anders als meiner Großmutter schien ihm das Lügen kein Vergnügen zu bereiten und keine Erleichterung zu bringen. Er war zwar ein Familienmensch und liebte uns alle auf seine wortkarge Art, doch war er gleichzeitig ein eingefleischter Einzelgänger. Wenn es etwas zu durchleiden gab, tat er es am liebsten allein. Wenn er Mist baute, brachte er es selbst wieder in Ordnung. Anders als seine Frau fühlte er sich unwohl mit Vorspiegelungen falscher Tatsachen, aber sein Fetisch für Eigenverantwortung machte ihn zum Heimlichtuer. So hatten ihn Psychiater, die für dieses Wissen ja bezahlt wurden, im Lauf der Jahre durchaus angehalten, meine Großmutter mit beunruhigenden Nachrichten zu verschonen, doch darf man nicht verschweigen, dass dieser Rat seiner verstohlenen Art entgegenkam. Bei ihr drohte es immer zu regnen; er war mit einem Schirm unterm Arm zur Welt gekommen.

Die Wahrheit lautete, dass meinem Großvater ein paar Tage im Gefängnis gar nicht so unrecht gewesen wären, wenn er sich nicht so große Sorgen um den geistigen Zustand seiner Frau hätte machen müssen. Reue ist das einsamste aller Gefühle, und es konnte keinen besseren Ort dafür geben als eine schmale Pritsche im Knast. Doch dort plagten ihn zunehmend Befürchtungen von drohend bevorstehenden Zusammenbrüchen und Katastrophen zu Hause. Obwohl er nichts so sehr hasste, wie um Hilfe zu bitten, schon gar keine Menschen, die ihn liebten oder ihm umsonst zur Seite springen würden, sah mein Großvater keine andere

Möglichkeit, als Shulman loszuschicken, um seinen kleinen Bruder aufzutreiben.

Onkel Ray war im Alter von dreiundzwanzig Jahren zum Rabbiner ordiniert worden, ein Wunderkind der Gelehrtheit. Irgendwann in den Fünfzigerjahren hatte mein Großonkel jedoch begonnen, seine Überzeugungen in Hinblick auf Zufall und göttliche Absicht zu hinterfragen. Er hatte seine Kanzel im Nordwesten von Baltimore verlassen und verdiente nun gutes Geld, indem er die Halbinsel Delmarva rauf und runter Billard und Poker spielte. Um die Kautions für meinen Großvater aufzubringen, brauchte Ray eine Woche, einen nicht versiegenden Nachschub an willigen Opfern und den überraschenden Sieg von Hopeless Hope im fünften Rennen in Hialeah.

Mein Großvater verließ den Knast mit ausreichend Geld für eine Rasur, einen Busfahrtschein und einen Nussriegel für meine Mutter sowie einen Kaffee und einen Donut für sich selbst. So erreichte er den Busbahnhof Paterson. Über Shulman, dem er eingebimt hatte, sich meiner Großmutter als »ein Anwalt, der mit den Angelegenheiten Ihres Mannes befasst ist«, vorzustellen, hatte er arrangiert, dass seine Frau ihn um halb elf vom Bus abholte.

Um Viertel nach elf war immer noch nichts von ihr zu sehen. Mit seinem letzten Zehn-Cent-Stück rief er zu Hause an.

»Ich bin hier«, sagte er.

»Hier? Wo ist das?«

»In Paterson. Am Busbahnhof.«

»Paterson«, wiederholte sie. Sie mochte Gerüchte gehört haben, ließ ihr Tonfall ahnen, dass es einen Ort dieses Namens gab. Für sie war die adoptierte Heimat voll mit Orten, die groteske Namen trugen.

»Hat Shulman es dir nicht ausgerichtet?«

»Shulman? Wer ist Shulman?«

»Der Anwalt. Shulman.«

»Shulman ist der Anwalt. Ah ja, verstehe.« Es klang, als schriebe sie die Wörter mit, um sie anschließend abzulesen: *Pater-*

son. *Shulman. Anwalt.* »Und nun sagen Sie mir bitte, wer Sie sind?«

Erst viel später erfuhr mein Großvater, dass in der *Daily News* ein Bericht gestanden hatte. In dem Augenblick wurde ihm klar, dass sich die Sache trotz seiner Bemühungen herumgesprochen hatte.

»Hör zu«, sagte er, »ich weiß nicht, was ich sagen soll. Es tut mir leid.«

»Ach ja? Und warum?«

»Liebling, ich weiß. Ich habe etwas Schlimmes getan, ich mache es wieder gut. Versprochen! Es tut mir unglaublich leid. Ich weiß, dass du dir große Sorgen gemacht haben musst.«

»Oh, aber gar nicht!« Wegen ihres französischen Akzents hatte der Sarkasmus meiner Großmutter immer etwas Überzogenes. »Jedes Mal, wenn ich mir Sorgen mache, stelle ich mir vor, wie du aus dem Flugzeug springst und den zerzausten Damen aus Binghamton Käämme zu ihrer Rettung bringst.«

Er zuckte zusammen, denn er erkannte die verzerrte Version der lahmen Legende, die er mit Shulman gestrickt hatte. Um sie meiner Großmutter unterzujubeln – was sie offensichtlich bemerkt hatte –, hatte er auf die Abgelegenheit von Binghamton auf der ungeordneten geistigen Landkarte seiner eingewanderten Gattin gesetzt. Doch wie immer hatte sie ihn und seine Strategie durchschaut. Wie viele Ehepartner der glücklichen Überlebenden hatte mein Großvater festgestellt, dass das, was man Glück nannte, in Wahrheit eine Mischung aus Sturheit, einer guten Beobachtungsgabe, einem nicht besonders strengen Wahrheitsverständnis, einem scharfen Ohr für Lügen und einer zutiefst argwöhnischen Natur war. In South Philadelphia gab es diese Art von Glück auch, und man konnte dort mehr damit anfangen als lediglich überleben.

»Schatz«, flehte er. »Ich war gerade eine Woche im Gefängnis. Ich bin dreckig und halb tot. Ich stehe auf dem Busbahnhof in Paterson. Bitte, hol mich ab!«

»Hast du etwas gegessen?«

»Einen Donut. Wie geht es ihr?«

»Sie ist in der Schule.«

Er hatte nicht gefragt, wo meine Mutter war. Das konnte er aus der Tageszeit und dem Wochentag schließen. Doch er ging nicht darauf ein. Die Frage war so sinnlos wie jede andere.

»Und dieser Donut, den du gegessen hast?«, sagte sie. »Wie groß war er?«

»Wie groß? Wie ein Donut. Normale Größe. Liebling –«

»Aber du bist erst mal satt?«

»Sicher.«

»Gut«, sagte sie, kurz bevor sie auflegte. »Dann hast du ja genug Kraft für den langen Weg nach Hause.«

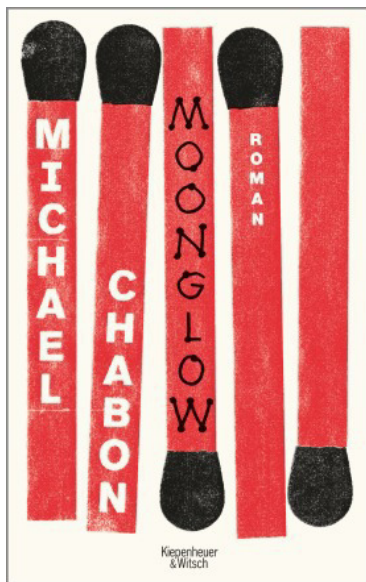
Er bettelte einen Soldaten an, der nach Trenton wollte, und verschwendete noch ein Zehn-Cent-Stück für einen zweiten Anruf. Meine Großmutter hatte den Hörer neben den Apparat gelegt. Dem Soldaten zuliebe lauschte mein Großvater dem Besetztzeichen und tat so, als würde er ein kurzes Gespräch mit seiner Frau führen, in dem alles vergeben und vergessen wurde. Als der Apparat die Münze wieder auswarf, hustete er laut, um das scheppernde Geräusch zu übertönen. Mit dem Geld zahlte er die Busfahrt nach Ho-Ho-Kus. An der Sheridan Avenue stieg er aus.

Lange wanderte er durch ein Neubaugebiet. Unbefestigte Straßen, Baumsetzlinge, Häuser in geschwungener Linie wie Waggons. Wenn er auf dem täglichen Weg zur Arbeit mit fünfundsiebzig Stundenkilometern an diesen frisch erbauten Wohneinheiten vorbeigebraust war, hatten sie übersichtlich und kuschelig gewirkt. Zu Fuß schienen sie kein Ende zu nehmen. Grenzenlos zogen sich die Siedlungen in alle Richtungen. Maisfelder, Obstplantagen, Eichen- und Hickorygehölze, anscheinend unberührt von Zeit und Beton – alles war ihnen zum Opfer gefallen. Mein Großvater spürte eine unangenehme Regung, die stärker wurde, je näher er seinem Heim kam. Es war die Sorge, dass in seiner Abwesenheit der Schlamm über das weiße Haus auf dem kleinen grünen Hügel geschwappt war.

Leseprobe

© Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG

Alle Rechte vorbehalten.



Michael Chabon
Moonglow

ISBN: 978-3-462-05074-5

Erscheint am 08.03.2018

496 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag

Euro (D) 24,00 | Euro (A) 24,70